

Leseprobe

Elizabeth George
Wer Strafe verdient
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 864

Erscheinungstermin: 17. Februar 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Über 15 Millionen verkaufte Bücher allein im deutschsprachigen Raum.

Die Bürger des englischen Städtchens Ludlow sind zutiefst entsetzt, als man den örtlichen Diakon eines schweren Verbrechens beschuldigt und verhaftet. Kurz darauf wird er in Polizeigewahrsam tot aufgefunden. Im Auftrag Scotland Yards versucht Sergeant Barbara Havers Licht ins Dunkel um die geheimnisvollen Vorfälle zu bringen. Zunächst weist tatsächlich alles auf den Selbstmord eines Verzweifelten hin. Doch Barbara und mit ihr DI Thomas Lynley trauen dieser Version der Ereignisse nicht. Gemeinsam werfen sie einen genaueren Blick hinter die idyllische Fassade Ludlows – und entdecken, dass fast jeder hier etwas zu verbergen hat ...

Der 20. Fall für Inspector Thomas Lynley und Barbara Havers.



Autor

Elizabeth George

Akribische Recherche, präziser Spannungsaufbau und höchste psychologische Raffinesse zeichnen die Romane der Amerikanerin Elizabeth George aus. Ihre Bücher sind allesamt internationale Bestseller, die zudem mit großem Erfolg verfilmt wurden. Elizabeth George lebt in Seattle im Bundesstaat Washington, USA.

Elizabeth George

Wer Strafe verdient


Ein Inspector-Lynley-Roman

Ins Deutsche übertragen von
Charlotte Breuer, Norbert Möllemann
und Marion Matheis

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
»The Punishment she deserves«
bei Viking, a Penguin Random House Company, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

4. Auflage

Taschenbuchausgabe März 2020

Copyright © der Originalausgabe 2018 by Susan Elizabeth George

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Friederike Arnold

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,

unter Verwendung eines Entwurfs von Darren Haggart

Umschlagmotiv: Wolken: Getty Images / Stijn Dijkstra / EyeEm

Stadt: Andrew Compton / Alamy Stock Foto

Th · Herstellung: kw

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49002-8

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Tom, Ira und Frank
Mit Dank und Zuneigung.
Irgendwie habe ich Glück gehabt.

Warum aus freien Stücken mit den Folterstricken
an Zukunft und Vergangenheit sich binden?
Der Geist, der über Geisteskraft hinaus das Morgen
zu formen sucht, kann niemals Ruhe finden.

Rumi

Der Augenblick hat größere Tiefe als die Zukunft.
Was kannst du noch einmal ernten
Vom Felde der Zukunft?

Rabia von Basra

TEIL 1

15. Dezember

BAKER CLOSE
LUDLOW
SHROPSHIRE

In Ludlow begann es zu schneien, während die meisten Leute noch schnell den Abwasch erledigten, um es sich anschließend für den Abend vor dem Fernseher gemütlich zu machen. Nach Einbruch der Dunkelheit gab es in der Stadt eigentlich auch nicht viel mehr zu tun, als sich von irgendeiner Sendung berieseln zu lassen oder sich auf den Weg in einen Pub zu machen. Und da es seit einigen Jahren immer mehr Rentner nach Ludlow zog, die in mittelalterlichem Gemäuer Ruhe und Frieden suchten, wurden selten Klagen über mangelndes Abendprogramm laut.

Wie die meisten anderen in Ludlow war Gaz Ruddock auch gerade beim Abwasch, als er bemerkte, dass es anfang zu schneien. In der Fensterscheibe über seiner Spüle erblickte er sein Spiegelbild und das des alten Mannes neben sich, der das Geschirr abtrocknete. Doch eine kleine Lampe im hinteren Teil des schmalen Gartens beleuchtete die fallenden Schneeflocken. Schon nach wenigen Minuten klebte so viel Schnee an der Fensterscheibe, dass es aussah wie eine Spitzengardine.

»Das gefällt mir nicht. Hab ich doch schon oft gesagt. Aber es nützt ja nichts.«

Gaz schaute zu dem Alten hinüber. Er glaubte nicht, dass er über den Schnee redete, und er hatte richtig vermutet, denn Robert Simmons schaute nicht zum Fenster, sondern

betrachtete die Spülbürste, mit der Gaz gerade einen Teller säuberte.

»Das Ding ist unhygienisch«, sagte der alte Rob. »Ich hab's dir schon hundert Mal gesagt, und du hörst nicht auf mich.«

Gaz lächelte, aber er lächelte nicht den alten Rob an – so nannte er ihn immer, als gäbe es auch einen jungen Rob –, sondern sein eigenes Spiegelbild. Er tauschte mit dem Gaz im Fenster einen wissenden Blick aus. Rob beklagte sich jeden Abend über die Spülbürste, und Gaz erklärte ihm jeden Abend, dass seine Methode wesentlich hygienischer war, als Gläser, Geschirr, Besteck, Töpfe und Pfannen in Seifenlauge zu tauchen, so als würden sie sich nach jedem Tauchvorgang selbst reinigen.

»Das Einzige, was besser ist als das hier«, sagte Gaz jeden Abend und wedelte mit der Bürste, »ist eine Spülmaschine. Ein Wort von dir, und ich besorg uns eine, Rob. Geht ganz schnell. Ich schließ sie sogar selber an.«

»Pah«, erwiderte Rob dann. »Ich bin sechsendachtzig Jahre ohne so eine Kiste ausgekommen, dann werd ich's wohl auch ohne noch bis ins Grab schaffen. Moderner Schnickschnack.«

»Aber eine Mikrowelle hast du«, gab Gaz zurück.

»Das ist was anderes«, lautete die lapidare Antwort.

Wenn Gaz fragte, inwiefern es etwas anderes war, eine Mikrowelle zu besitzen, als eine Spülmaschine anzuschaffen, erntete er jedes Mal die gleiche Reaktion: ein Schnauben, ein Achselzucken und ein »Ist einfach so«, und damit war die Diskussion beendet.

Im Prinzip war es Gaz auch egal. Er kochte sowieso kaum, es gab also nie viel Abwasch. Heute hatte es Backkartoffeln gegeben, gefüllt mit Chili con Carne aus der Dose, dazu Mais und grünen Salat. Das meiste davon hatte er in der Mikrowelle zubereitet, und die Dose hatte eine Aufreißflasche gehabt, er hatte nicht mal einen Öffner gebraucht. Es gab also nicht mehr zu spülen als zwei Teller, ein bisschen Besteck,

einen hölzernen Kochlöffel und zwei Henkeltassen, aus denen sie ihren Tee getrunken hatten.

Gaz hätte den Abwasch auch allein erledigen können, aber der alte Rob half gern. Der Alte wusste, dass Abigail, sein einziges Kind, jede Woche anrief und sich bei Gaz nach dem Wohlbefinden ihres Vaters erkundigte, und Gaz sollte ihr sagen, dass sein Schützling noch genauso voller Saft und Kraft war wie an dem Tag, als er eingezogen war. Aber der alte Rob würde auch ohne die regelmäßigen Anrufe seiner Tochter darauf bestehen, seinen Teil beizutragen, das wusste Gaz. Schließlich hatte der Alte nur unter der Bedingung zugestimmt, einen Betreuer ins Haus zu lassen.

Nach dem Tod seiner Frau hatte er sechs Jahre lang allein gelebt, aber seine Tochter fand, dass er allmählich allzu vergesslich wurde. Zweimal täglich musste er seine Medikamente nehmen. Und falls er stürzte, würde ihn niemand finden. Sie brauche jemanden, der sich um ihren Vater kümmerte, hatte Abigail erklärt, und vor die Wahl gestellt, sein Zuhause mit einem sorgfältig ausgewählten Fremden zu teilen oder aus Ludlow wegzuziehen und bei seiner Tochter, ihren vier Kindern und ihrem Mann zu wohnen, den Rob seit dem Tag nicht ausstehen konnte, als er vor der Tür gestanden hatte, um seine einzige Tochter in eine Disco in Shrewsbury zu entführen, hatte er sich mit einer solchen Begeisterung für den Hausgenossen entschieden, als wäre der sein Lebensretter.

Und dieser Hausgenosse war Gary Ruddock, genannt Gaz. Er hatte auch noch einen Job als Hilfspolizist, aber in dieser Funktion drehte er meist nur abends seine Runden und konnte deshalb zwischendurch nach dem alten Herrn sehen. Das Arrangement war eigentlich perfekt: Von dem, was er als Hilfspolizist verdiente, blieb kaum etwas übrig, aber der Job bei dem alten Rob verschaffte ihm nicht nur einen Wohnplatz, sondern er verdiente zusätzlich auch noch Geld.

Rob hängte das säuberlich gefaltete Geschirrtuch zum

Trocknen über den Herd, und Gaz säuberte das Abtropfbrett. Gaz' Handy klingelte, und er warf einen kurzen Blick aufs Display. Er überlegte kurz, ob er den Anruf einfach ignorieren sollte, da Rob ihn schief beäugte. Er wohnte jetzt lange genug bei dem Alten und wusste, was als Nächstes passieren würde. Wenn am Abend ein Anruf kam, mussten sie meistens ihre Pläne ändern.

»Gleich fängt *Let's Dance* an«, sagte Rob. *Let's Dance* war seine Lieblingssendung. »Und auf Sky kommt ein Film mit Clint Eastwood. Der mit dieser verrückten Frau.«

»Sind nicht alle Frauen verrückt?« Gaz beschloss, den Anruf nicht anzunehmen, und er wurde auf die Mailbox umgeleitet. Er würde die Nachricht abhören, sobald er den alten Rob in seinen Sessel bugsiert hatte, die Fernbedienung in Reichweite.

»Aber die übertrifft alle«, sagte der Alte. »Das ist die, die immer dieses Lied im Radio hören will. Du weißt schon. Dann will sie Clint Eastwood unbedingt haben – vielleicht treiben sie's auch miteinander, kann mich nicht erinnern, aber Männer sind ja so blöd, wenn's um Frauen geht – und dann bricht sie bei ihm ein und verwüstet seine Wohnung.«

»*Wunschkonzert für einen Toten*«, sagte Gaz.

»Du erinnerst dich also?«

»Allerdings. Nach dem Film wollte ich nichts mehr mit Frauen zu tun haben.«

Der alte Rob lachte, was jedoch zu einem Hustenanfall führte. Das klang überhaupt nicht gut, dachte Gaz. Rob hatte im Alter von vierundsiebzig nach einer Bypass-Operation das Rauchen aufgegeben, aber da er sechzig Jahre geraucht hatte, konnte er immer noch Krebs oder ein Emphysem kriegen.

»Alles in Ordnung, Rob?«, fragte Gaz.

»Klar. Wieso denn nicht?« Der alte Rob bedachte ihn mit einem giftigen Blick.

»Stimmt eigentlich«, sagte Gaz. »Komm, wir schalten die Glotze an. Oder musst du vorher noch aufs Klo?«

»Was redest du da? Ich werd doch wohl noch wissen, wann ich pissen muss!«

»Ich hab auch nichts Gegenteiliges behauptet.«

»Also, wenn ich einen brauch, der mich zum ...«

»Ich hab's kapiert.« Gaz folgte dem alten Herrn ins Wohnzimmer, das nach vorne hinaus lag. Es gefiel ihm nicht, wie Rob beim Gehen schwankte und sich mit der Hand an der Wand abstützte. Er sollte eigentlich einen Stock benutzen, aber der Alte war ein sturer Hund. Wenn er keinen Stock benutzen wollte, dann konnte ihn keiner eines Besseren belehren.

Im Wohnzimmer ließ der alte Rob sich in seinen Ohrensessel sinken. Gaz schaltete den Elektrokamin ein und zog die Vorhänge zu. Dann kramte er die Fernbedienung unter einem Sofakissen hervor und suchte den Sender, auf dem *Let's Dance* lief. Noch fünf Minuten, bis die Sendung anfang, Zeit genug, um die allabendliche Ovomaltine anzurühren.

Er nahm Robs Henkeltasse aus dem Schrank, die ein Foto von seinen Enkelkindern zusammen mit dem Weihnachtsmann zierte. Das Foto war vom vielen Spülen ein bisschen verblasst, und der Henkel in Form eines Tannenzweigs war angeschlagen. Aber der alte Rob weigerte sich, seine Ovomaltine aus einer anderen Tasse zu trinken. Er beklagte sich zwar gern wortreich über seine Enkel, aber Gaz hatte schnell begriffen, dass er in Wirklichkeit ganz vernarrt in sie war.

Als Gaz mit der heißen Ovomaltine ins Wohnzimmer ging, klingelte sein Handy schon wieder. Auch diesmal ließ er es klingeln. *Let's Dance* hatte gerade angefangen, und der Vorspann war immer das Beste an der Sendung.

Rob konnte sich gar nicht sattsehen an den Frauen, die am Wettbewerb teilnahmen, und den Profitänzerinnen, die den anderen den Cha-Cha-Cha, den Foxtrott, den Wiener Walzer und das ganze Zeug beibringen sollten. Er liebte die Kostüme, die mehr zeigten als verhüllten, und wenn die Frauen

ihre Titten wackeln ließen, konnte man nicht leugnen, dass Robert Simmons mit seinen sechsundachtzig Jahren noch quicklebendig war.

»Sieh sie dir an, Junge«, seufzte der alte Rob. Er hob seine Henkeltasse, als wollte er dem Fernseher zuprosten. »Schon mal so hübsche Möpfe gesehen? Wenn ich zehn Jahre jünger wär, würde ich den Mädels zeigen, was man mit solchen Möpsen macht!«

Gaz musste unwillkürlich lachen, aber eigentlich wurden Frauen da, wo er herkam, verehrt, sie wurden auf ein Podest gehoben und alles. Sicher, sie besaßen eine Sexualität. Aber nur weil das zu Gottes Plan gehörte, und dieser Plan sah nicht vor, dass sie Männern zu Diensten standen und ihre »Möpfe« zeigten, erst recht nicht im Fernsehen. Aber der alte Rob war nun mal ein geiler alter Bock, daran ließ sich nichts mehr ändern, und *Let's Dance* war für ihn das Highlight der Woche.

Gaz nahm eine Decke von der Sofalehne und legte sie Rob um die dünnen Beine. Er schlug die Fernsehzeitschrift auf und vergewisserte sich, dass *Wunschkonzert für einen Toten* tatsächlich später laufen würde. Dann ließ er den alten Rob, der leise über das alberne Gequatsche des Moderators und der Preisrichter lachte, allein im Wohnzimmer sitzen und ging in die Küche.

Er nahm sein Handy von der Anrichte und ließ sich auf einen Stuhl fallen. Er hatte ein ungutes Gefühl wegen des Anrufs. Am West Mercia College ging das Wintersemester zu Ende. Die Klausuren waren geschrieben, die Koffer für die Weihnachtsferien gepackt, und wahrscheinlich wurden im Moment jeden Abend feuchtfröhliche Partys gefeiert.

Er tippte auf Rückruf, und Clo meldete sich nach dem ersten Läuten. »Wir haben hier Schnee, Gaz«, sagte sie. »Ihr auch?«

Gaz wusste, dass sie keinen Wetterbericht hören wollte,

aber es war ein netter Anfang für ein Gespräch, das sicherlich mit einer Bitte enden würde, die sie sich lieber sparen sollte. Er würde es ihr nicht leicht machen. »Ja, hier auch«, sagte er. »Die Straßen werden wieder eine einzige Schlitterbahn sein, aber so bleiben wenigstens die meisten zu Hause.«

»Das Semester ist zu Ende, Gaz. Die jungen Leute bleiben nicht zu Hause. Wenn das Semester vorbei ist, lassen die sich nicht von Schnee oder Matsch oder Regen abschrecken.«

»Die müssen ja auch die Post nicht austragen«, sagte er.

»Hä?«

»Schnee, Matsch, Regen. Für Briefträger spielt das keine Rolle.«

»Glaub mir, die könnten genauso gut Briefträger sein. Das Wetter schreckt sie nicht ab.«

Er wartete. Sie brauchte nicht lange.

»Könntest du mal nach ihm sehen, Gaz? Du kannst es doch auf deiner normalen Runde machen. Du drehst heute ohnehin deine Runde, oder? Bei dem Wetter bist du bestimmt nicht der einzige Hilfspolizist, der gebeten wird, mal in den Pubs nach den jungen Leuten zu sehen.«

Das bezweifelte Gaz. West Mercia war das einzige College in ganz Shropshire, und es war ziemlich unwahrscheinlich, dass die anderen Hilfspolizisten ohne Grund im Schnee ihre Runden absolvierten. Aber er widersprach ihr nicht. Er mochte Clo. Er mochte ihre Familie. Natürlich nutzte sie seine Gefühle aus, aber er konnte ihr die Bitte nicht abschlagen.

Trotzdem sagte er: »Es wird Trev nicht gefallen. Aber das weißt du, oder?«

»Trev wird nichts davon erfahren, weil du es ihm nicht erzählen wirst. Und von mir erfährt er's erst recht nicht.«

»Meinetwegen brauchst du dir keine Sorgen zu machen, ich petze nicht.«

Einen Moment lang erwiderte sie nichts. Er sah sie direkt

vor sich. Falls sie noch bei der Arbeit war, saß sie an einem Schreibtisch, der so ordentlich war wie sie selbst. Aber falls sie zu Hause war, war sie im Schlafzimmer und trug etwas, das ihrem Mann gefiel. Sie hatte ihm mehr als einmal im Scherz erzählt, dass Trev es gern mochte, wenn sie weich, anschmiegsam und gefügig war, lauter Eigenschaften, die eigentlich überhaupt nicht zu ihr passten.

»Wie gesagt, Semesterende«, fuhr sie schließlich fort. »Die Straßen sind vereist, die Studenten besaufen sich nach dem Examen ... Es wird keinem merkwürdig vorkommen, wenn du unterwegs bist und dich vergewisserst, dass alle in Sicherheit sind, einschließlich Finnegan.«

Da war was dran. Außerdem hatte ein Spaziergang nicht nur den Vorteil, dass man an der frischen Luft war. Er sagte: »Also gut. Weil du's bist. Aber ich geh erst später los. Um die Zeit führt noch keiner was Böses im Schilde.«

»Alles klar«, sagte sie. »Danke, Gaz. Du erzählst mir doch, was er treibt?«

»Sicher«, antwortete er.

ST. JULIAN'S WELL
LUDLOW
SHROPSHIRE

Missa Lomax betrachtete die Kleidungsstücke, die ihre Freundin Dena – von allen Ding genannt – auf dem Bett ausgebreitet hatte. Drei Röcke, ein Kaschmirpullover, zwei Seidenblusen, ein Pulli, am Ausschnitt bestickt mit silbernen Pailletten, die aussahen wie winzige Eiszapfen. »Der schwarze ist am besten, Missa. Der ist total elastisch.«

Auf elastisch kam es an. Die Kleider gehörten alle Ding, und sie und Missa hatten nicht die gleiche Figur. Ding war

zierlich und hatte weibliche Rundungen, während Missa eher birnenförmig gebaut war, mit ziemlich ausladenden Hüften, weswegen sie immer auf ihr Gewicht aufpassen musste, außerdem war sie einen Kopf größer als ihre Freundin. Aber sie hatte nichts nach Ludlow mitgebracht, um sich fürs Ausgehen feinzumachen. Als sie sich im College eingeschrieben hatte, hatte sie überhaupt nicht an Partys gedacht, denn sie war nach Ludlow gekommen, um Biologie, Chemie, Mathe und Französisch zu studieren, bevor sie weiter auf die Uni gehen würde.

»Die sind mir alle zu kurz, Ding«, sagte sie und zeigte auf die Röcke.

»Kurz ist modern, und was spielt das schon für eine Rolle?«

Für Missa spielte es eine große Rolle, doch sie sagte nur: »Mit so einem Rock kann ich nicht Fahrrad fahren.«

»Bei dem Wetter fährt niemand mit dem Fahrrad.« Das sagte Rabiah Lomax, die gerade in Missas Zimmer kam. Ein lilafarbener Trainingsanzug schlackerte um ihren dünnen Körper, und sie war barfuß. Passend zur Weihnachtszeit hatte sie ihre Zehennägel abwechselnd rot und grün lackiert, und die Nägel der großen Zehen zierte ein kleiner, goldener Tannenbaum. »Ihr nehmt ein Taxi«, fuhr sie fort. »Ich bezahle.«

»Aber Ding ist mit dem Fahrrad gekommen, Gran«, sagte Missa. »Sie kann doch nicht ...«

»Das war total leichtsinnig von dir, Dena Donaldson«, fiel Missas Großmutter ihr ins Wort. »Ihr fahrt mit dem Taxi. Dein Fahrrad kannst du ein andermal abholen, nicht wahr?«

Ding wirkte erleichtert. »Danke, Mrs Lomax«, sagte sie. »Wir geben Ihnen das Geld zurück.«

»Unsinn«, sagte Rabiah. »Ich freue mich, wenn ihr ausgeht und euren Spaß habt.« Dann sagte sie zu Missa: »Du wirst doch mal einen Abend ohne Pauken auskommen können. Das Leben besteht aus mehr als Schulbüchern und der Pflicht, die Eltern zufriedenzustellen.« Missa warf ihrer Großmutter

einen Blick zu, sagte jedoch nichts. Rabiah fuhr fort: »Also, was haben wir denn hier Schönes?« Sie betrachtete die Kleidungsstücke auf dem Bett und nahm den schwarzen Rock. Missa sah, wie Ding vor Freude strahlte.

»Zieh den mal an«, sagte Rabiah. »Mal sehen, wie er sitzt. Ich würde dir was von mir leihen, aber da ich fast nur noch Tanz- und Laufklamotten habe, würdest du in meinem Kleiderschrank nichts Passendes finden. Außer vielleicht Schuhe. Du brauchst auch ein Paar Schuhe.« Sie wedelte mit den Händen und eilte in ihr Zimmer, während Missa sich die Turnschuhe und die Jeans auszog und Ding in der Kommode nach einer Strumpfhose suchte, »die nicht aussah wie von Oxfam«, wie sie sich ausdrückte.

Missa zwängte sich in Dings Rock. Er war wirklich sehr elastisch, schnitt aber trotzdem am Bauch ziemlich ein. »Pff«, stöhnte sie. »Ich weiß nicht, Ding.«

Ding blickte von der Kommode auf, in der Hand eine schwarze Strumpfhose. »Super!«, rief sie aus. »Genau das Richtige! Die Jungs schmelzen dahin, wenn sie dich darin sehen!«

»Darauf lege ich eigentlich keinen Wert.«

»Klar tust du das. Es bedeutet ja nicht, dass du irgendwas mit ihnen *machen* musst. Hier, halt mal. Ich hab noch was ganz Besonderes für dich.« Sie gab Missa die Strumpfhose, öffnete ihren Rucksack und förderte einen Spitzen-BH zutage.

»Da pass ich niemals rein«, wehrte Missa ab.

»Der ist nicht von mir«, sagte Ding. »Es ist ein verfrühtes Weihnachtsgeschenk von mir für dich. Hier, nimm. Er beißt nicht.«

Missa trug nichts aus Spitze. Aber Ding würde nicht lockerlassen.

»Der ist aber schön!«, rief Rabiah aus, als sie sah, was Ding in der Hand hielt. »Wo kommt der denn her?«

»Mein Weihnachtsgeschenk für Missa«, sagte Ding. »Endlich keine Leibchen mehr!«

»Ich trage keine Leibchen!«, protestierte Missa. »Ich mag einfach keine Spitze ... Die kratzt.«

Rabiah sagte: »Pah, was macht das schon ... Dena Donaldson, ist das ein Push-up-BH?«

Ding kicherte. Missa spürte, wie ihre Wangen glühten. Aber sie nahm den BH, kehrte den anderen den Rücken zu und probierte ihn an. Dann schaute sie in den Spiegel, und als sie die Wölbung ihrer Brüste sah, wurden ihre Wangen noch heißer.

»Hier, hier!« Ding warf Missa den Pulli mit den Eiszapfen zu, und Missa zog ihn über. Der Ausschnitt brachte das Ergebnis des Push-up-BHs besonders gut zur Geltung. »Suuuu-per!«, juchzte sie. »Nicht zu fassen!« Dann zu Rabiah: »Oooch, sind die süß, Mrs Lomax! Sind die auch für Missa?«

Missa entging nicht, dass damit die Schuhe gemeint waren. Sie betrachtete sie ebenfalls und fragte sich, wann ihre Großmutter sie zuletzt getragen haben mochte. Die Rabiah, die sie kannte, trug normalerweise Sportschuhe, wenn sie nicht gerade barfuß lief oder ihre Square-Dance-Schuhe anhatte. Nachdem sie in Rente gegangen war, hatte sie alles Modische aus ihrem Kleiderschrank entfernt. Aber die Schuhe sahen aus, als stammten sie noch aus der Zeit, als Rabiah Lehrerin gewesen und offenbar zum Tanzen ausgegangen war.

»Ich weiß nicht«, sagte Missa skeptisch.

»Ach, Quark«, sagte Rabiah. »Darin kannst du problemlos laufen. Probier sie mal an.«

Sie passten. So gerade. Rabiah bestimmte, dass Missa die Schuhe anziehen würde, »und keine Widerrede. Bei dem Wetter geht ihr ja sowieso nicht zu Fuß. Und ich vermute mal, Dena Donaldson, dass du auch noch ein paar Schminksachen in deinem Rucksack hast. Du kannst dich also weiter

um Missas Verschönerung kümmern, während ich ein Taxi bestelle.«

»Soll ich ihr auch die Augenbrauen zupfen?«, fragte Ding.

»Das volle Programm«, sagte Rabiah.

QUALITY SQUARE

LUDLOW

SHROPSHIRE

Als das Taxi kam, machte Missas Großmutter ein Riesengewese darum, die Fahrt im Voraus zu bezahlen – also ins Stadtzentrum und auch wieder zurück – und klarzustellen, wie sie sich ausdrückte, was die beiden Mädchen dem Fahrer am Ende des Abends schuldeten, nämlich nichts.

»Ich hoffe, Sie haben das verstanden, mein Guter«, sagte Rabiah nachdrücklich zu dem Taxifahrer.

Der Mann sprach kaum Englisch, und Ding bezweifelte, dass er sie zum Quality Square bringen würde, geschweige denn später zurück nach St. Julian's Well. Doch er nickte und vergewisserte sich mit ernster Miene, dass Ding und Missa sich auch wirklich auf dem Rücksitz seines Audi ordnungsgemäß anschnallten.

Ein Audi, dachte Ding, dann liefen die Geschäfte wohl gut. Aber als der Wagen um die Ecke bog, geriet er auf der vereisten Fahrbahn ins Schleudern, er brauchte vermutlich neue Reifen. Trotzdem lehnte sie sich zurück, drückte Missa die Hand und sagte: »Das wird ein grandioser Abend. Und den haben wir verdient!«

In Wirklichkeit war es Missa, die einen grandiosen Abend verdient hatte, denn Ding sorgte sowieso dafür, dass sie möglichst oft möglichst viel Spaß hatte. Bei Missa sah das ein bisschen anders aus.

Ding googelte jeden, mit dem sie sich vielleicht anfreunden wollte, und nach der dritten gemeinsamen Mathestunde war sie zu dem Schluss gekommen, dass sie das Mädchen mit der dunklen Haut und der süßen kleinen Lücke zwischen den Schneidezähnen gern kennenlernen würde. Also hatte sie im Internet nach ihr gesucht, ein paar Links angeklickt und herausgefunden, dass Melissa Lomax eine von drei Schwestern und die mittlere Schwester zehn Monate zuvor gestorben war. Sie hatte auch in Erfahrung gebracht, woher Melissa stammte: aus Ironbridge. Ihr Vater war Apotheker, ihre Mutter Kinderärztin, und ihre Großmutter Rabiah hatte einmal zu der Showtanzgruppe The Rockettes gehört, war bis zu ihrer Pensionierung Lehrerin gewesen und hatte den letzten London-Marathon in ihrer Altersgruppe gewonnen.

Ding machte es Spaß, Informationen über andere Leute zu sammeln, und eigentlich ging sie davon aus, dass das bei allen anderen genauso war. Sie wunderte sich jedes Mal, wenn sie mitbekam, dass andere nicht im Internet herumspionierten, wenn sie jemanden als potentiellen Freund oder potentielle Freundin in Betracht zogen. Nach Dings Meinung konnte man mit ein bisschen Detektiv spielen viel Zeit sparen. Zum Beispiel war es immer gut zu wissen, ob jemand früher mal eine Tendenz zum Psychopathen an den Tag gelegt hatte.

Von St. Julian's Well aus war es nicht weit bis zum Quality Square, allerdings dauerte die Fahrt wegen des Schnees etwas länger als gewöhnlich. Bei dem Wetter war fast niemand unterwegs – sehr ungewöhnlich am Semesterende –, aber die Corve Street und der Bull Ring waren hell erleuchtet, und die Weihnachtslichter in den Schaufenstern sorgten für eine so heitere Atmosphäre, dass man sich nicht wundern würde, wenn plötzlich ein paar Weihnachtssänger auftauchten wie in einem Roman von Dickens.

Ding freute sich nicht auf Weihnachten. Schon seit Jahren freute sie sich nie auf irgendwelche Feiertage. Aber wenn es

sein musste, fiel es ihr nicht schwer, ein freudiges Gesicht zu machen, und jetzt sagte sie: »Was für eine Pracht! Wie im Märchenland, oder?«

Missa schaute aus dem Fenster, und Ding sah ihr ihre Skepsis an – nicht wegen der hübschen Weihnachtsdeko, an der sie vorbeifuhren, sondern wegen der Party, zu der sie unterwegs waren. »Glaubst du, es gehen heute viele Leute aus?«

»Na, hör mal! Die Weihnachtsferien haben angefangen! Alle Klausuren sind geschrieben! Da sind jede Menge Leute unterwegs, vor allem da, wo wir hinfahren.«

Mit Kneipen kannte Ding sich aus, denn sie wohnte nicht weit vom West Mercia College entfernt, und sie hatte sich in dem Pub Hart & Hind am Quality Square, zu dem sie unterwegs waren, schon oft mit ein paar Freunden die Kante gegeben.

Das Taxi brachte sie so nah wie möglich an ihr Ziel. Sie fuhren durch die Altstadt von Ludlow, vorbei an mittelalterlichen Gebäuden, durch immer engere Straßen, die zum Castle Square führten, einem länglichen kopfsteingepflasterten Platz, über dem die Burgruine aus dem zwölften Jahrhundert thronte. Hier hatten jahrhundertlang Märkte stattgefunden, auf denen von Schweinefleisch-Pies bis hin zu Suppenäpfeln alles feilgeboten worden war. In den windschiefen Häusern an drei Seiten des Platzes gab es Läden, Cafés, kleine Hotels und Restaurants.

An der Ecke King Street ließ der Taxifahrer sie aussteigen. Die sehr schmale Straße bildete die einzige Zufahrt zum Quality Square; zwar konnte ein verwegener Fahrer es bis zum Platz schaffen, aber da die King Street auch die einzige Straße war, durch die man wieder zurückgelangte, nahmen nur diejenigen, die über den Läden und Restaurants um den Platz herum wohnten, diese Strapaze auf sich.

Entlang der vierten Seite des Platzes verlief eine kleine Straße, die zu einer großen Terrasse führte, und dorthin

machten die beiden Freundinnen sich auf den Weg, nachdem der Taxifahrer ihnen seine Handynummer gegeben hatte, damit sie ihn anrufen konnten, wenn sie abgeholt werden wollten. »Komm«, sagte Ding zu Missa, die die Karte des Fahrers mit einem dankbaren Lächeln eingesteckt hatte. »Jetzt gehen wir ordentlich feiern.«

Sie betraten die Gasse, vorsichtig darauf bedacht, in ihren hochhackigen Schuhen auf dem Kopfsteinpflaster nicht umzuknicken. Vor ihnen lag der Platz, und wegen des Schnees mussten sie aufpassen, dass sie nicht ausrutschten. Sie schoben sich zwischen zwei geparkten Autos hindurch und gingen an einer Kunstgalerie vorbei, vor der die metallene Skulptur einer leicht bekleideten Frau unter einem Mantel aus Schnee stand. Die Zweige der immergrünen Sträucher, die um die Figur herum standen, bogen sich bereits unter dem weißen Gewicht.

Wie Ding vorausgesagt hatte, waren sie nicht die Einzigen auf dem Weg zum Pub. Und als sie in die Straße einbogen, sahen sie, dass die Terrasse des Pubs bereits mit zahlreichen Rauchern bevölkert war. Einige hatten ihre Getränke auf den Fenstersimsen abgestellt, andere saßen an Tischen, über denen elektrische Heizstrahler angebracht waren, und hatten sich gegen die Kälte zusätzlich in Decken gehüllt.

Das sei das Hart & Hind, erklärte Ding ihrer Freundin, eine ehemalige Kutschstation aus dem sechzehnten Jahrhundert und der Lieblingspub aller College-Studenten, die gern dem Alkohol zusprachen. Natürlich gebe es reichlich Pubs in der Stadt, fuhr Ding fort, aber hier gingen alle am liebsten hin, und zwar nicht nur, weil es auf dem Weg liege und man sich gleich nach dem Ende eines Seminars oder einer Vorlesung volllaufen lassen könne, sondern auch, weil der Wirt wegschaue, wenn »bewusstseinerweiternde Substanzen der illegalen Art« gegen Geld den Besitzer wechselten.

»Ich nehme keine Drogen, Ding!«, sagte Missa.

»Weiß ich doch«, sagte Ding. »Du trinkst ja noch nicht mal Alkohol.« Dann fügte sie in verschwörerischem Ton hinzu: »Über dem Pub gibt's auch Zimmer. Klar, war ja auch früher mal 'ne Kutschstation. Aber die vermietet er nicht.«

»Wer?«

»Jack. Der Typ, dem der Laden gehört. Es gibt zwei – Zimmer, mein ich –, und wenn man ihm Geld gibt, kann man sich da ein bisschen ...«

Missa runzelte die Stirn. »Aber wenn er die Zimmer gar nicht vermietet ... wofür sind die dann?«

Ding hätte beinahe gesagt, »Mensch, du *weißt* doch, was ich meine«, doch dann fiel ihr ein, dass Missa es eben nicht wusste, sondern dass man es ihr erklären musste.

Ding hatte schnell gemerkt, dass Missa ein Riesentheater um ihre Jungfräulichkeit machte. Sie schien aus einem anderen Jahrhundert zu stammen, denn sie bewahrte sich tatsächlich auf für ihren Märchenprinzen. Und wenn der Prinz mit dem gläsernen Schuh aufkreuzte, auf der Suche nach einer Prinzessin, würde sie im Umkreis von tausend Kilometern die einzige Jungfrau sein.

Ding hatte ihre Jungfräulichkeit mit dreizehn verloren. Sie hatte es schon früher versucht, aber die Jungs hatten sich erst für sie interessiert, als sie richtige Brüste hatte. Als es dann endlich passiert war, war sie sehr erleichtert gewesen – sie war entjungfert worden und hatte damit eine Sorge weniger. Sie hatte keine Ahnung, warum Missa sich ihre aufsparte. Dings Erinnerung an den »großen Augenblick« begann mit der entsetzten, wenn auch im betrunkenen Zustand gestellten Frage: »Was?! *Das* Ding willst du in mich reinstecken?« Dann hatte der Typ sie auf die harte Holzbank hinten in der St. James Church gedrückt, neun Mal zugestoßen und war beim zehnten Mal mit einem Grunzen gekommen.

Als sie sich durch die Menge schoben, öffnete sich die Tür des Pubs. Laute Musik schallte ihnen entgegen. Die Bee

Gees, dachte Ding. Lieber Himmel. Gleich würden sie auch noch ABBA auflegen. Sie nahm Missa an der Hand und zog sie hinein. Ein langer, mit dunklen Eichenpaneelen getäfelter Flur war brechend voll – nackte Schultern, nackte Beine, Glitzer, Pailletten, hautenge Hosen –, die sich im Rhythmus zu *Stayin' Alive* bewegten.

Im Pub war die Musik so laut, dass die Wände wackelten. Das sollte die Leute zum Tanzen animieren, damit sie durstig wurden und möglichst viel Bier, Cider und Cocktails bestellten. Ding kämpfte sich mühsam durch die Menge der Studenten, die sich zur Musik drehten, SMS schrieben, Selfies schossen, vor zum dicht besetzten Tresen, hinter dem der Wirt und sein Neffe ihr Bestes taten, um den Bestellungen nachzukommen.

Ding schnappte nur Bruchteile von geschrienen Gesprächen auf.

»Nein! Hat er nicht!«

»Aber hallo!«

»... und dann hat er meterweise danebengepinkelt. Männer sind so was von ...«

»... über die Ferien. Ich sag dir Bescheid, wenn ...«

»... an die Côte d'Azur über Silvester – frag mich nicht, warum ...«

»... glaubt tatsächlich, wenn ich mit ihm ins Bett geh, kann er ...«

Es war gar nicht so einfach, in dem Gedränge Missas Hand festzuhalten. Plötzlich sah sie an einem Tisch unter alten Fotos von Ludlow einen ihrer beiden Mitbewohner sitzen. Es war Bruce Castle, mit dem sie häufig ins Bett ging. Alle nannten ihn Brutus, ein Spitzname, der in humorvollem Widerspruch zu seiner kleinen Statur stand, und er trank Cider, wie Ding feststellte. Falls die beiden leeren Pintgläser vor ihm etwas zu bedeuten hatten, dann wusste Ding genau, was er vorhatte: Er wollte sich besaufen, um eine Ausrede zu

haben, falls ihn nächste Woche irgendein Mädchen beschuldigte, er hätte ihr unter den Rock gelangt.

Wie immer hatte sich Brutus total in Schale geworfen, und als Ding und Missa zu ihm an den Tisch kamen, sagte er »Affenscharf« zu Missa, womit er ihre knallengen Klamotten meinte. »Setz dich zu mir, du fühlst dich bestimmt gut an.«

Ding setzte sich neben ihn und bugsierte Missa auf einen Stuhl. »Halt die Klappe«, sagte sie zu Brutus. »Glaubst du im Ernst, dass es Frauen gefällt, so blöd angequatscht zu werden?«

Brutus war es kein bisschen peinlich. »Ich weiß gar nicht, wo ich bei ihr zuerst hinfassen soll, Arsch oder Titten«, sagte er, was ihm einen Faustschlag gegen den Oberarm einbrachte, da, wo es wehtat. »Verdammt, Ding! Was ist denn mit dir los?«

»Besorg uns einen Drink!«, erwiderte Ding.

»Ich will keinen ...«, sagte Missa.

Ding winkte ab. »Das ist kein Schnaps, das ist bloß Cider. Schmeckt dir bestimmt.« Sie sah Brutus eindringlich an. Er stemmte sich von seinem Stuhl hoch und wankte durch die Menge zum Tresen. Ding schaute ihm stirnrunzelnd nach. Sie konnte es nicht leiden, wenn er betrunken war. Ein Schwips war okay. Bekifft sein auch. Aber wenn Brutus vollgetankt hatte, war er nicht er selbst, und sie konnte nicht verstehen, warum er so früh am Abend schon so neben der Spur war. So hatte sie sich das überhaupt nicht vorgestellt.

Sie beobachtete, wie Missa sich im Pub umschaute und alles in sich aufnahm: überall lachende, spärlich bekleidete Frauen und Männer, die so dicht wie möglich neben ihnen standen und sie anbaggerten. Sie fragte sich, ob ihre Freundin mitbekam, was sich in der Nähe des Tresens abspielte. Der Wirt Jack Korhonen warf gerade einem jungen Mann, der seinen Arm um eine junge Frau in einem hautengen Paillettenkleid gelegt hatte, einen Zimmerschlüssel zu. Der junge

Mann fing den Schlüssel mit einer Hand und drehte seine Gefährtin, die sich kaum noch auf den Beinen halten konnte, in Richtung Treppe.

Brutus kam zurück. Er brachte drei Pintgläser mit, von denen er eins vor Missa stellte. Ihre Freundin trank einen Schluck. Ob Missa wohl merkte, dass der Cider Alkohol enthielt?, überlegte Ding. Sie merkte es nicht. Der kohlenstoffhaltige Cider schmeckte erfrischend, eine angenehme Art, schnell beschwipst zu werden.

Brutus rückte mit seinem Stuhl näher an Ding heran. »Du duftest heute wie eine Göttin«, flüsterte er ihr ins Ohr und legte ihr eine Hand auf den Oberschenkel. Sie packte seine Finger und bog sie nach hinten. Er schrie auf. »Hey! Was zum Teufel ist in dich gefahren?«

Ding brauchte nicht zu antworten, denn in dem Augenblick gesellte sich ihr anderer WG-Mitbewohner zu ihnen und sagte: »Fick dich, Brutus, probier's nächstes Mal auf die romantische Tour.«

Brutus sagte: »Ist doch genau, was ich will. Dass jemand Brutus fickt.«

»Ich lach mich schlapp.« Finn Freeman schnappte sich einen Stuhl vom Nebentisch und beachtete die junge Frau nicht, die schrie: »Hey, der ist besetzt!«

Er ließ sich auf den Stuhl fallen, nahm Brutus' Glas und trank einen großen Schluck. Dann verzog er das Gesicht. »Fuck, was für ein widerliches Gesöff!«

Ding merkte, dass Missa wegen Finns ordinärer Wortwahl peinlich berührt den Blick gesenkt hatte. Das war auch so etwas, was sie an ihrer Freundin rührend fand: Sie würde niemals herumpöbeln, und sie schämte sich auch nicht zu zeigen, dass es ihr unangenehm war, wenn andere es in ihrer Gegenwart taten.

Finn hingegen dachte sich überhaupt nichts dabei. Für jemanden, der sich den halben Schädel kahlrasiert hatte, um

ihn sich tätowieren zu lassen, war er eigentlich ganz in Ordnung. Es sah zwar nicht besonders cool aus, aber das spielte auch keine große Rolle, fand Ding.

»Wer gibt mir ein Guinness aus?«, fragte Finn in die Runde.

»Wo wir gerade vom Saufen reden«, bemerkte Ding leicht hin.

Aber Brutus stand auf und ging zum Tresen. Wenn er es nicht getan hätte, dann hätte Finn, egal, wie ekelhaft er den Cider fand, zuerst Brutus' und dann Missas und Dings Glas ausgetrunken. Er hatte ein Alkoholproblem, aber das war, wie Ding in den letzten Monaten mitbekommen hatte, nur eins von seinen Problemen.

Sein größtes Problem war seine Mutter. Er nannte sie Big Mother wegen ihrer Neigung, sein Leben zu kontrollieren, in Anspielung auf Big Brother. Ihretwegen sträubte sich Finn, die Weihnachtsferien zu Hause zu verbringen, und wollte lieber seine Großeltern in Spanien besuchen. Allerdings hatte er das Geld für den Flug nicht. Als er in Spanien anrief, weil er seine Großmutter bitten wollte, ihm das Ticket zu spendieren, bekam er seinen Großvater an die Strippe. Der wiederum hatte Finn versprochen, ihm die Reise zu bezahlen, und sofort danach bei seiner Mutter angerufen, um sich zu vergewissern, dass es für sie in Ordnung war, wenn ihr einziger Sohn Weihnachten nicht mit seinen Eltern verbrachte.

Damit war Spanien für Finn gestorben. Er hatte noch zwei Tage in Ludlow rausgeschlagen und seiner Mutter vorge-schwindelt, er wirke an einem Ferienprogramm für Kinder mit, das von der Kirche veranstaltet werde. Der Himmel wusste, warum Finns Mutter ihm die Geschichte abgekauft hatte. Aber mehr als zwei Tage Freiheit waren nicht drin, und darüber war Finn ziemlich frustriert.

»Sag mal«, fragte er Missa gerade, »wie hat Ding dich eigentlich überredet, mit ihr auszugehen? Ich seh dich sonst immer nur mit der Nase in irgendeinem Buch.«

»Sie nimmt ihr Studium ernst«, sagte Ding.

»Im Gegensatz zu dir«, lautete Finns Antwort. »Dich hab ich jedenfalls noch nie beim Pauken erwischt.«

Brutus kam mit Finns Guinness. Er sagte: »Du bist mir was schuldig.«

»Wie immer.« Finn prostete ihnen allen zu. »Fröhliche Scheißweihnachten!« Er trank einen großen Schluck. »Jetzt wird's ernst, Leute«, sagte er dann. »Jetzt wird gesoffen bis zum Abwinken.«

Ding musste grinsen. Finn wusste es nicht, aber sie hatten beide dasselbe vor.

QUALITY SQUARE
LUDLOW
SHROPSHIRE

Das Komasaufen brachte eine Menge Probleme mit sich. Frauen übergaben sich in den Rinnstein, Männer pissten an Hauswände, die Gehwege waren übersät mit Flaschenscherben, in den Vorgärten wurden Beete zertrampelt und Mülltonnen umgeworfen. Es wurde lauthals auf der Straße gestritten und geprügelt, Handtaschen und Handys gestohlen... Die Folgen des Komasaufens waren zahlreich, und in den großen Städten, wo die Nachtclubs bis in die frühen Morgenstunden geöffnet hatten, ging es noch viel schlimmer zu.

In einer Kleinstadt wie Ludlow gab es nur Pubs und keine Nachtclubs, was die jungen Leute jedoch nicht vom Saufen abhielt. Schon in seiner ersten Woche als Hilfspolizist hatte Gaz Ruddock festgestellt, dass die Pubwirte angesichts der stetig wachsenden Zahlen von Rentnern gelernt hatten, ein Publikum anzuziehen, das auch nach der Sperrstunde noch etwas erleben wollte.

Es war schon nach Mitternacht, als Gaz am Castle Square eintraf. Er hatte zuerst die Pubs am Stadtrand abgeklappert, weil er davon ausgegangen war, dass Finnegan Freeman, wenn er sich schon die Kante geben wollte, das nicht ausgerechnet in dem Pub direkt neben dem West Mercia College tun würde, wo er studierte. Aber da hatte Gaz sich geirrt.

Er parkte seinen Streifenwagen vor dem Harp Lane Deli, das sich wie immer an dem städtischen Deko-Wettbewerb beteiligte. An Halloween hatte der Laden den ersten Preis gewonnen, und auch diesmal sah die Fensterdekoration preisverdächtig aus: Mitten im Fenster saß ein Weihnachtsmann, umringt von Kindern, die versuchten, auf seinen Schoß zu klettern, und hinter ihm stand ein rotwangiger Kobold mit einem Berg Geschenke bepackt.

Gaz stieg aus. Schnee lag auf den Fenstersimsen und bildete einen weißen Teppich auf dem Marktplatz. Durch die von Scheinwerfern angeleuchtete Schlossruine, die sich über dem Platz erhob, erinnerte die ganze Szenerie an eine gigantische Schneekugel. Es war hübsch anzusehen, aber Gaz war viel zu durchgefroren und hatte es viel zu eilig, Finnegan Freeman endlich zu finden.

Vom Marktplatz bog er in die Gasse zum Quality Square ein. Schon von Weitem konnte er die Musik, die Stimmen und das Gelächter hören, die von den Mauern auf dem Platz widerhallten. Er wunderte sich nicht, als er fünf aufgebrachte Anwohner sah, die dick in Parkas und Schals und Mützen eingemummelt vor der Haustür standen. Zwei von ihnen kamen auf ihn zu. Es werde auch verdammt noch mal Zeit, zeterten sie, dass endlich einer komme und für Ruhe Sorge.

Er riet den Leuten, zurück in ihre Häuser zu gehen und ihm die Sache zu überlassen. Dem Lärm nach zu urteilen wurde nicht nur im, sondern auch vor dem Pub gefeiert, und es würde ein Stück Arbeit werden, all die Zecher zur Ordnung zu rufen.

Er bog um die Ecke. Unter den Heizstrahlern auf der Terrasse konnte er etwa zwei Dutzend betrunkene junge Leute ausmachen. Getränke aller Art in der Hand lehnten sie an der Hauswand, standen in Gruppen zusammen, lachten, knutschten. Der scharfe Geruch von Marihuana wurde stärker, als Gaz sich dem Pub näherte.

Er blies kräftig in seine Trillerpfeife, doch er hatte keine Chance gegen *Waterloo*, das aus der offenen Tür des Pubs dröhnte. Zuerst musste er sich um die Musik in dem Laden kümmern. Im Flur begrapschten fünf gut gekleidete junge Männer zwei sturzbetrunkene junge Frauen, wobei sie in einer Sprache, die Gaz die Schamesröte ins Gesicht trieb, darüber Wetten abschlossen, wie weit sie wohl kommen würden, ehe die Frauen merkten, was mit ihnen geschah.

Gaz presste die Lippen zusammen. Gott, war ihm das zuwider. Er packte einen der jungen Männer an der Schulter, der wütend herumfuhr und auf ihn losgehen wollte, die Faust aber wieder sinken ließ, als er Gaz' Uniform sah.

»So ist's recht«, sagte Gaz. »Mach, dass du hier rauskommst, und nimm deine Kumpels gleich mit.«

Er umfasste die beiden jungen Frauen fest und schob sich durch die Menge in den Pub. Es stank nach Erbrochenem. Gaz drückte die jungen Frauen auf Stühle an dem Tisch, von dem der Gestank auszugehen schien. Dadurch wurden sie entweder nüchtern, oder sie mussten sich ebenfalls übergeben. Beides war ihm recht.

Der Wirt Jack Korhonen war gerade dabei, eine junge Frau am Tresen anzubaggern. Sie sah aus, als wäre sie nicht älter als fünfzehn. Jack bemerkte Gaz erst, als der die junge Frau packte und anschrie: »Du bist minderjährig!«

»Ich bin achtzehn«, lallte sie.

»Wenn du achtzehn bist, bin ich zweiundsiebzig. Raus hier, sonst bring ich dich nach Hause.«

»Sie können mich nicht ...«

»Ich kann, und ich werde. Du kannst dich entweder auf Zehenspitzen ins Haus schleichen, oder ich klingel deine Eltern aus dem Bett und übergebe dich eigenhändig, was ist dir lieber?«

Sie bedachte ihn mit einem bösen Blick, dann verdrückte sie sich. Er schaute ihr nach, bis sie im Flur verschwand. Ihm entging nicht, dass drei weitere Mädchen etwa im selben Alter ebenfalls das Weite suchten. Gaz drehte sich zu Jack um, der die Hände hob, wie um zu sagen, was kann ich dafür? »Schalt die Musik aus«, schrie Gaz über den Lärm hinweg. »Hier ist jetzt Feierabend.«

»Ich muss noch nicht zumachen«, protestierte Jack.

»Ruf die letzte Runde aus, Jack. Wer ist oben in den Zimmern?«

»Was für Zimmer?«

»Was für Zimmer, haha! Sag dem da«, er zeigte auf Jacks Neffen, »er soll an die Türen klopfen und Bescheid sagen, dass der Spaß vorbei ist. Wenn nicht, geh ich rauf, und das wird keinem gefallen. Und jetzt mach die Musik aus, oder soll ich das übernehmen?«

Jack lachte höhnisch, aber Gaz wusste, dass das bloß Show war. Als ABBA unvermittelt verstummten, gab es Protestgeschrei, und Jack brüllte: »Letzte Runde! Sorry!«

Die Leute schrien wütend durcheinander. Unbeirrt schlängelte sich Gaz zwischen den Tischen hindurch. Er musste immer noch Finnegan Freeman finden, und er entdeckte ihn im hinteren Bereich des Pubs an einem Tisch an der Wand. Er hatte den Kopf auf seine verschränkten Arme gelegt. Neben ihm hielt ein schick gekleideter junger Mann ein Handy auf Armeslänge, auf dem er einer jungen Frau mit olivfarbener Haut etwas zeigte, worüber sie beide lachen mussten.

Gaz stürmte auf den Tisch zu, stolperte jedoch über etwas, kurz bevor er ihn erreichte. Als er nach unten schaute, erblickte er eine junge Frau, die auf dem Boden saß und sich

schläfrig an die Wand lehnte. Er kannte sie: Dena Donaldson, von ihren Freunden Ding genannt. Gaz hatte den Eindruck, als kriegte sie so langsam ein ernstes Alkoholproblem.

Er bückte sich, packte sie unter den Achseln und zog sie auf die Füße. Als sie ihn erkannte, schien sie das augenblicklich zu ernüchtern. »Es geht mir gut«, sagte sie. »Alles in Ordnung.«

»Ach ja?«, erwiderte Gaz. »Sieht aber gar nicht so aus. Ich sollte dich jetzt gleich nach Hause bringen, dann können Mummy und Daddy ...«

»Nein«, entgegnete sie entschlossen.

»Ach nein? Du möchtest also nicht, dass Mummy und Daddy dich ...«

»Er ist nicht mein Dad.«

»Also, Schätzchen, es ist mir egal, wer er ist, aber er will ganz sicherlich wissen, wie unsere kleine Dena ihre Abende verbringt. Meinst du nicht auch? Und wenn nicht ...«

»Ich kann Missa nicht hierlassen. Ich hab ihrer Gran versprochen, dass ich bei ihr bleib. Lass mich los!«, rief sie und versuchte, sich aus Gaz' Griff zu befreien. »Komm, Missa, wir gehen. Du hast doch die Karte mit der Nummer von dem Taxi, oder?«

Missa und der junge Mann rissen sich von dem los, was sie sich gerade auf dem Handy ansahen. Beide registrierten den Hilfspolizisten. »Hey«, sagte der junge Mann. »Sie tut Ihnen doch nichts. Lassen Sie sie los. Suchen Sie sich jemand anders, auf dem Sie rumhacken ...«

»Fick dich, Gaz.« Das kam von Finnegan. Er hatte den Kopf gehoben und natürlich sofort begriffen, was Gaz hier wollte.

»Los, steh auf, Finn«, sagte Gaz zu dem jungen Mann. »Ich muss dich nach Hause und ins Bett bringen.«

Finnegan sprang auf, er wankte und stieß gegen die Wand. »Vergiss es!«

Alle anderen verfolgten das Geschehen mit Verwunderung, denn natürlich hatte Finn ihnen nicht gesagt, dass er den Hilfspolizisten mehr als flüchtig kannte. »Ich rede nicht von Worcester, sondern von Ludlow«, sagte Gaz. »Ich bringe dich nach Hause und ins Bett und mache dir, was du sonst noch brauchst. Eine Tasse heißen Kakao oder Ovomaltine, wie du willst.«

»Du kennst diesen Penner, Finn?«, sagte der andere junge Mann.

Gaz wurde wütend. Er konnte junge Leute nicht ausstehen, die ihre Zugehörigkeit zur Oberschicht raushängen ließen, und er fuhr herum.

Dena sagte »Brutus« in einem Ton, der eine versteckte Warnung enthielt. Der junge Mann zuckte die Achseln und wandte sich wieder seinem Smartphone zu.

Gaz riss es ihm aus der Hand. Es war in seiner Tasche verschwunden, ehe Brutus – was war das überhaupt für ein Name für so einen Knirps? – wusste, wie ihm geschah. An alle vier gerichtet sagte Gaz: »Ihr marschier jetzt ab nach Hause, genau wie alle anderen hier.« Dann rief er: »Letzte Runde, ihr habt's gehört! Und ich gebe euch fünf Minuten, um auszutrinken!« Mit Genugtuung sah er, wie einige den Pub bereits verließen und vier junge Leute hinter dem Neffen des Wirts die Treppe herunterkamen. Sie wirkten zerzaust, und eigentlich müsste er sie sich alle nacheinander vorknöpfen, aber er hatte schon mit den vier Kandidaten hier am Tisch alle Hände voll tun.

Zu Dena sagte er: »Du musst dich bald entscheiden, Fräulein.«

Zu Finn sagte er: »Ich bringe dich nach Hause.«

Und zu den anderen: »Und ihr beide macht gefälligst, dass ihr wegkommt, ehe ich mir überlege, was ich mit euch anstelle.«

»In Ordnung«, erwiderte Dena. »Ich hab's mir überlegt.

Sie können uns alle nach Hause bringen.« Und ehe Gaz antworten konnte, er sei kein Taxiunternehmen, verkündete sie: »Wir wohnen alle zusammen, falls Sie das nicht wussten. Ich bin froh, dass Sie uns fahren, und die anderen bestimmt auch. Kommt ihr?«, sagte sie lässig zu ihren Freunden, während sie ihre Jacke nahm. Nachdem sie auch ihre Handtasche auf dem Boden gefunden hatte, fügte sie hinzu: »Wir können zu Hause weiterfeiern, das war's doch, was der Constable gemeint hat, oder, Constable?«

Gaz hörte den Triumph in ihrer Stimme, die Gewissheit, dass sie die Oberhand behalten hatte. Okay, dachte er. Das werden wir ja noch sehen.

4. Mai

SOHO
LONDON

Als Erstes hatte sie sich die passende Kleidung zulegen müssen und dabei in erster Linie auf Schlichtheit geachtet. Sie besaß bereits Dutzende von T-Shirts mit Slogans – von denen nur einige wenige wirklich geschmacklos waren –, und so hatte sie sich nur Leggings gekauft, und zwar schwarze, da Schwarz angeblich schlank machte, und sie wollte weiß Gott schlanker aussehen, als sie in Wirklichkeit war. Als Nächstes hatte sie sich Schuhe besorgen müssen, wobei sie festgestellt hatte, dass viel mehr Schuhe angeboten wurden, als sie es sich jemals hätte träumen lassen. Natürlich gab es jede Menge schwarze Schuhe, aber auch beige, pinkfarbene, rote, silberne und weiße. Und welche mit Glitzer. Bei den Sohlen hatte man die Wahl zwischen Leder, Kunstharz, Gummi oder einem synthetischen Material unbekannter, aber hoffentlich umweltfreundlicher Herkunft. Und es gab die unterschiedlichsten Schnürsenkel. Oder Riemchen und Schnallen. Dann waren da noch die Taps, die metallenen Plättchen. Wollte man welche an den Spitzen oder an den Hacken oder beides oder keine? Warum man sich Steptanzschuhe ohne Taps kaufen sollte, erschloss sich ihr allerdings nicht so recht. Am Ende entschied sie sich für rote Schuhe – rote Schuhe waren schließlich ihr Markenzeichen – mit Riemchen und Schnallen, denn sie traute sich nicht zu, Schnürsenkel so fest zu binden, dass sie nicht aufgingen: Immerhin dauerte das Training neunzig Minuten.

Als Barbara Havers sich hatte überreden lassen, zusammen mit Dorothea Harriman, der Sekretärin ihrer Abteilung bei der Metropolitan Police, an einem Steptanzkurs teilzunehmen, hätte sie nie im Leben damit gerechnet, dass ihr das tatsächlich Spaß machen würde. Sie hatte sich nur darauf eingelassen, weil sie Dorothea Harrimans beharrlichen Überredungskünsten nichts mehr hatte entgegensetzen können. Eigentlich war Barbara jede Art von sportlicher Betätigung, die über das Schieben eines Einkaufswagens durch den nächstgelegenen Tesco-Supermarkt hinausging, ein Graus, aber am Ende waren ihr einfach die Argumente ausgegangen.

Zumindest hatte Dorothea inzwischen aufgehört, sich um Barbaras Liebesleben zu kümmern oder vielmehr um das Fehlen desselben. Barbara hatte nämlich beiläufig den Namen eines italienischen Polizisten erwähnt – Salvatore Lo Bianco –, den sie im Jahr zuvor kennengelernt hatte. Das weckte Dorotheas Interesse, und sie wurde erst recht neugierig, als Barbara ihr erzählte, dass Commissario Lo Bianco sie über Weihnachten mit seinen beiden Kindern besuchen würde. Leider war der Besuch dann ins Wasser gefallen, weil der zwölfjährige Marco wegen einer Blinddarmoperation ins Krankenhaus musste. Klugerweise hatte Barbara Dorothea gegenüber nicht erwähnt, wie enttäuscht sie darüber war, sondern die Sekretärin der Abteilung in dem Glauben gelassen, dass der Besuch stattgefunden hatte und die beiden fast schon ein Paar waren.

Das Thema Steptanz hatte Dorothea jedoch nicht fallen gelassen, und so fuhr Barbara jetzt schon seit sieben Monaten jede Woche in ein Tanzstudio in Southall, wo sie und Dorothea lernten, dass ein Shuffle ein Brush war, gefolgt von einem Spark, dass ein Slap ein Flap war ohne Gewichtsverlagerung und dass Maxie Ford, eine Schrittkombination aus vier verschiedenen Bewegungen, nichts für Hasenfüße oder Tollpatsche war. Und wer nicht täglich außerhalb des Kurses übte, würde diesen Schritt niemals meistern.

Anfangs hatte Barbara sich schlicht und einfach geweigert zu üben. Als Detective Sergeant der Metropolitan Police verfügte sie nur über sehr knapp bemessene Freizeit, in der sie nicht endlos in der Gegend herumsteppen konnte. Zwar war der Tanzlehrer sehr geduldig mit seinen Anfängern und ermutigte sie, so gut er konnte, aber da Barbara keine besonderen Fortschritte machte, nahm er sie nach der zehnten Stunde beiseite.

»Daran muss man arbeiten«, sagte er zu ihr, als sie und Dorothea ihre Steppschuhe in den Stoffbeuteln verstaute. »Wenn man mal sieht, welche Fortschritte die anderen Damen inzwischen gemacht haben, und das, obwohl sie es viel schwerer haben...«

Ja, ja, alles klar, dachte Barbara. Der Lehrer meinte die jungen Musliminnen in der Gruppe, die stets lange, schwere Kleider trugen. Die meisten von ihnen bekamen den Cincinnati im Gegensatz zu ihr bereits fehlerfrei hin, weil sie nämlich taten, was der Lehrer ihnen auftrug, und das hieß üben, üben, üben.

»Ich übe mit ihr zusammen«, versprach Dorothea dem Tanzlehrer. Der Mann hieß Kazatimiru – »Ihr dürft mich Kaz nennen!« –, und für einen erst kürzlich eingewanderten Belorussen sprach er erstaunlich gut Englisch mit einem nur leichten Akzent. »Das kriegen wir schon hin.«

Barbara wusste, dass Kaz in Dorothea verknallt war. Die meisten Männer erlagen ihrem Charme. Und als sie Kaz kokett um etwas mehr Geduld mit Barbara bat, schmolz er natürlich wie Wachs in ihren manikürten Händen dahin. Barbara hatte sich schon gefreut und geglaubt, sie könne von nun an nach Lust und Laune auf dem Tanzboden herum-springen und so tun, als wüsste sie, was sie tat, Hauptsache, sie machte genug Krach mit ihren Steppschuhen, aber da hatte sie ihre Rechnung ohne Dorothea gemacht.

Dorothea kündigte an, dass sie von nun an jeden Tag nach

der Arbeit zusammen üben würden. »Es werden keine Ausreden akzeptiert, Detective Sergeant.« Es standen eine Menge Frauen auf der Warteliste für Kaz' Unterricht, und wenn Barbara Havers ihr Übungsspensum nicht ernst nahm, würde sie aus dem Kurs fliegen.

Erst als Barbara beim Leben ihrer Mutter schwor, eigenständig zu üben, hatte Dorothea lockergelassen. Ihr Vorschlag war gewesen, nach der Arbeit im Treppenhaus der Met zu üben, dort, wo die Getränkeautomaten standen, aber damit würde sie ihren Ruf bei der Met endgültig ruinieren. Sie versprach hoch und heilig, jeden Abend zu Hause zu üben, und das tat sie. Mindestens einen Monat lang.

Kaz quittierte ihre Fortschritte mit einem anerkennenden Nicken, und Dorothea lächelte. Die beiden waren die Einzigen in ihrem Bekanntenkreis, die von Barbaras neuem Hobby wussten; vor allen anderen hielt sie es geheim.

Nach einer Weile stellte Barbara fest, dass sie ganz nebenbei gut sechs Kilo abgenommen hatte. Sie musste sich ein paar Röcke in einer kleineren Größe zulegen, und die Schleifen am Gummizug ihrer Pumphosen wurden von Woche zu Woche größer. Bald musste sie sich die Hosen in einer noch kleineren Größe kaufen. Womöglich war sie irgendwann tatsächlich rank und schlank, dachte sie. Es waren schon seltsamere Dinge geschehen.

Andererseits gönnte sie sich, gerade weil sie sechs Kilo abgenommen hatte, zwei Mal die Woche ein ordentliches Curry. Und dazu aß sie jede Menge Naanbrot. Und zwar nicht einfach nur Naanbrot, sondern Naanbrot mit Knoblauchbutter oder mit Butter und Gewürzen und Honig und Mandeln, jede Art von Naanbrot, die sie finden konnte.

Sie war auf dem besten Weg, wieder ordentlich zuzulegen, als Kaz das mit der Tap-Jam-Veranstaltung zur Sprache brachte. Barbara war jetzt seit sieben Monaten im Steppkurs, und sie träumte nach dem Training gerade von Naanbrot

und Tagliatelle mit Lachs (beim Essen hatte sie kein Problem damit, verschiedene Ethnien in einen Topf zu werfen), als Dorothea zu ihr kam und sagte: »Da müssen wir hin, Detective Sergeant Havers. Donnerstagsabends haben Sie doch frei, oder?«

Barbara schreckte aus ihrem Tagtraum von wild gewordenen Kohlehydraten auf. Donnerstagabend? Frei? Sie hatte doch *jeden* Abend frei, oder? Sie nickte dämlich. Als Dorothea jauchzte: »Super!« und dann Kaz zurief: »Du kannst mit uns rechnen!«, hätte sie wissen müssen, dass etwas im Busch war. Erst auf dem Weg zur U-Bahn erfuhr sie, worauf sie sich eingelassen hatte.

»Das wird ein Riesenspaß«, schwärmte Dorothea. »Kaz wird auch da sein. Er bleibt die ganze Zeit bei uns auf der Bühne.«

Als Barbara das Wort »Bühne« hörte, wusste sie, dass sie sich für den kommenden Donnerstag irgendein Fußleiden ausdenken musste. Anscheinend hatte sie gerade zugesagt, an irgendeiner Art Steptanzauftritt mitzuwirken, und das war so ziemlich das Allerletzte, was sie wollte.

Und so fing sie an, über Plattfüße und Ballenzehen zu klagen, aber Dorothea Harriman ließ sich nichts vormachen. »Versuchen Sie ja nicht, sich davor zu drücken, Detective Sergeant Havers«, sagte sie und verlangte auch noch von Barbara, dass sie an dem besagten Donnerstag ihre Steptanzschuhe mit zur Arbeit brachte, und sollte sie die Schuhe vergessen, erkläre Detective Sergeant Winston Nkata sich bestimmt bereit, sie aus Barbaras Wohnung zu holen, fügte sie hinzu. Oder Detective Inspector Lynley. Der fahre doch so gern in seinem schicken Auto in der Gegend herum, oder? Ein Abstecher nach Chalk Farm komme ihm gerade gelegen.

»Ist ja gut, ist ja gut«, hatte Barbara schließlich gesagt. »Aber wenn Sie glauben, dass ich auf der Bühne tanze, dann sind Sie schiefgewickelt.«

Und so kam es, dass sie an einem Donnerstagabend in Soho war.

In den Straßen wimmelte es von Leuten, nicht nur, weil Ferien waren, sondern auch wegen des herrlichen Wetters und weil Soho mit seinen Klubs, Restaurants, Kneipen und Theatern alle möglichen Leute anzog. Sie mussten sich also durch die Menge kämpfen bis zur Old Compton Street, wo sich der Klub namens Ella D's befand.

Eine Etage über dem Nachtclub fand zwei Mal im Monat ein Tap Jam statt, und der beinhaltete einen Jam Mash, einen Renegade Jam und ein Solo Tap. Als sie erfuhr, was einem da jeweils abverlangt wurde, schwor Barbara sich, auf gar keinen Fall bei dem Zeug mitzumachen.

Der Jam Mash hatte schon angefangen, als sie eintrafen. Sie warteten eine Viertelstunde lang vor der Tür in der Hoffnung, dass Kaz aufkreuzen würde und ihnen das Ella D's schmackhaft machte. Doch dann erklärte Dorothea ungehalten: »Okay, er hat seine Chance gehabt!«, und ging in den Klub, wo aus der oberen Etage ein Lärm zu hören war, als würde eine Herde Ponys durchs Haus stürmen.

Der Lärm nahm zu, als sie die Treppe hochstiegen. Zu *Big Bad Voodoo Daddy* hörten sie eine Frau in ein Mikrofon schreien: »Einen Scuffle und gleich noch einen, jetzt probiert einen Flap. Gut! Macht ihr prima.«

Sie entdeckten Kaz am Ende eines großen Raums auf der Bühne. Er hatte sie also doch nicht im Stich gelassen. Etwa zwei Dutzend Stühle standen entlang der Wände, und es waren weniger Leute da, als Barbara gehofft hatte. Sie würde nicht einfach unbemerkt zwischen ihnen untertauchen können.

Kaz stand zusammen mit einer kräftig gebauten Frau im Fünfziger-Jahre-Outfit auf der Bühne. Sie trug keine High Heels, sondern glänzende Steptanzschuhe, die sie gekonnt zum Einsatz brachte. Sie verkündete mit lauter Stimme die

Schritte und machte sie zusammen mit Kaz vor. Vor der Bühne versuchten drei Reihen von Steeptänzern, die Bewegungen der beiden nachzumachen.

»Wahnsinn!«, rief Dorothea begeistert aus.

Aus unerfindlichen Gründen hatte sie sich für das Ereignis in Schale geworfen. Normalerweise trug sie beim Steeptanztraining einen Trikotanzug über einer Strumpfhose, aber heute hatte sie sich für einen Tellerrock entschieden, eine Bluse, die sie unter den Brüsten verknotet hatte, und ein gepunktetes Tuch in den Haaren im Stil von Betty Boop. Barbara begriff, dass es ein Versuch war, hier möglichst nicht aufzufallen, und wünschte, sie wäre auf die gleiche Idee gekommen.

Kaz entdeckte Dorothea und Barbara sofort. Er sprang von der Bühne und kam auf sie zugesteppt. Mit dem sechsten Sinn des erfahrenen Tänzers drehte er direkt vor ihnen eine Pirouette. Noch ein Schritt, und er hätte sie über den Haufen gerannt.

»Was für ein Anblick!«, rief er aus. Natürlich meinte er Dorothea. Barbara hatte sich wie immer für Schlichtheit entschieden: Sportschuhe, Leggings und ein T-Shirt mit dem Aufdruck *Ich mache mich nicht über dich lustig. Ich hab nur vergessen, meine Pillen einzuwerfen.*

Dorothea lächelte und machte einen Knicks. »Das sah toll aus!«, sagte sie. »Wer ist die da?«

»Die da«, antwortete Kaz voller Stolz, »ist KJ Fowler, die Stepperin Nummer eins in Großbritannien.«

KJ Fowler gab immer weiter die Schritte vor. Kaum hörte ein Stück auf, begann ein neues. *Johnny Got a Boom Boom* schallte aus den Lautsprechern. »Zieht euch die Schuhe an, Mädels. Jetzt kommt der Buck-Schritt.«

Kaz steppte zurück zur Bühne, wo KJ Fowler ein paar Schrittkombinationen vorführte und die Leute sich bemühten, ihr zu folgen, wobei sie aussahen, als wollten sie einen

Bus erwischen, der ihnen vor der Nase wegzufahren drohte. Dorothea strahlte. »Schuhe!«, sagte sie zu Barbara.

Sie gingen an die Seite und zogen sich die Schuhe an. Während Barbara immer noch verzweifelt nach einer überzeugenden Erklärung für plötzliche Lähmungserscheinungen suchte, schleppte Dorothea sie auch schon auf die Tanzfläche. KJ Fowler führte auf der Bühne gerade einen Cramp Roll vor, und Kaz machte – nach ihren Anweisungen – eine schwindelerregende Schrittkombination, die nur ein Narr zu kopieren versucht hätte. Aber es gab einige, die es probierten, unter ihnen Dorothea. Barbara ging an die Seite und sah zu. Sie musste zugeben: Dorothea war richtig gut. So gut, dass sie bald ein Solo aufführen konnte. Und da sie außer Barbara und den Musliminnen keine Konkurrentinnen hatte, würde das nicht mehr lange dauern.

Beim Jam Mash schafften sie fast zwanzig Minuten. Barbara war nassgeschwitzt und überlegte gerade, wie sie sich unbemerkt verdrücken konnte, als die Musik plötzlich abbrach – wofür sie dem Himmel dankte – und KJ Fowler sie darüber informierte, dass die Zeit um war. Zuerst glaubte Barbara, sie seien erlöst und könnten jetzt verschwinden, doch dann verkündete KJ Fowler eine Überraschung: Die Gruppe Tap Jazz Fury würde jetzt im Anschluss spielen.

Beifall und Hochrufe ertönten, während eine kleine Jazz-Combo aus dem Nichts auf der Bühne erschien. Die Musiker begannen zu spielen, und die Tänzer legten sich ins Zeug. Einige, das musste Barbara zugeben, waren so behände, dass sie schon fast überlegte, mit dem Steppen weiterzumachen; vielleicht würde sie es ja wenigstens ein bisschen so hinkriegen wie die anderen.

Aber es war ein flüchtiger Gedanke, der zudem unterbrochen wurde, als ihr Handy am Gürtel vibrierte. Auch wenn sie sich hatte überreden lassen, an dieser verrückten Veranstaltung teilzunehmen, hatte sie Rufbereitschaft. Und wenn

ihr Handy vibrierte, konnte das nur eins bedeuten: Die Arbeit rief.

Sie schaute aufs Display. Detective Chief Superintendent Isabelle Ardery. Die rief normalerweise nur an, wenn Barbara sich mal wieder etwas hatte zuschulden kommen lassen, weswegen sie hastig eine kleine Prüfung ihres Gewissens durchführte. Es war lupenrein.

Hier war es zu laut, sie musste aus dem Saal raus, um den Anruf entgegenzunehmen. Sie tippte Dorothea auf die Schulter, hielt das Handy hoch und rief »Ardery!«. Dorothea verdrehte die Augen und stöhnte »O nein!«, doch sie wusste natürlich, dass man da nichts machen konnte. Barbara musste den Anruf annehmen.

Aber sie schaffte es nicht, bevor die Mailbox sich einschaltete. Sie kämpfte sich durch die Menge und steuerte die Damentoilette am Ende des Flurs an. Dort hörte sie die Nachricht ab, die kurz und knapp war. »Sie haben Rufbereitschaft! Warum gehen Sie nicht ans Telefon, Sergeant?«

Barbara rief Ardery zurück, und ehe sie dazu kam, ihr Vorwürfe zu machen, sagte sie: »Sorry, Chefin. Hier ist es ziemlich laut. Hab Sie erst im letzten Moment gehört. Was gibt's?«

»Sie fahren zum Polizeihauptquartier in West Mercia«, sagte Ardery ohne Umschweife.

»Ich ... Aber was hab ich denn getan? Ich habe mir nichts zuschulden kommen lassen seit ...«

»Regen Sie sich ab«, fiel Ardery ihr ins Wort. »Ich habe gesagt, Sie *fahren*, nicht, Sie werden versetzt. Kommen Sie morgen etwas früher zum Dienst, und bringen Sie eine gepackte Reisetasche mit.«

WANDSWORTH
LONDON

Isabelle Ardery hatte sofort gewusst, dass die Ermittlung, die sie leiten sollte, unangenehm werden würde. Wenn die Polizei innerhalb der Polizei Nachforschungen anstellen sollte, wurde es immer heikel. Die Ermittlung einer Polizeiabteilung gegen eine andere, in deren Gewahrsam ein Verdächtiger zu Tode gekommen war, war schon schlimm. Aber am allerschlimmsten war, wenn sich jemand von der Regierung in eine polizeiliche Ermittlung einschaltete. Kaum im Vorzimmer von Assistant Commissioner Sir David Hillier eingetroffen begriff Isabelle Ardery, was die Stunde geschlagen hatte.

Die Sekretärin Judi-mit-I MacIntosh deutete an, was sie erwartete, als sie sagte, sie solle gleich zu Sir David reingehen, er erwarte sie bereits zusammen mit einem Parlamentsabgeordneten. »Hab den Namen noch nie gehört«, fügte sie hinzu, woraus Isabelle schloss, dass es sich um einen unbekannteren Hinterbänkler handelte.

»Und wie heißt er?«, fragte sie Judi, bevor sie die Tür öffnete.

»Quentin Walker«, antwortete die Sekretärin. »Keine Ahnung, warum der hier ist, aber die reden schon seit über einer Stunde.«

Quentin Walker war ein Abgeordneter für den Wahlbezirk Birmingham. Als Isabelle die Tür öffnete, erhoben er und Hillier sich. Vor ihnen auf dem kleinen Konferenztisch standen eine Kaffeekanne und drei Tassen, von denen zwei bereits benutzt waren. Nachdem man sich begrüßt und einander vorgestellt hatte, bat Hillier Ardery, sich zu bedienen, was sie tat.

Hillier informierte sie ohne Umschweife darüber, dass im Bezirk West Mercia am fünfundzwanzigsten März jemand im Polizeigewahrsam zu Tode gekommen sei. Der Vorfall sei wie

üblich von der Independent Police Complaints Commission untersucht worden, und obwohl es Zweifel gegeben habe, habe die IPCC nicht die Staatsanwaltschaft in Kenntnis gesetzt, da man niemandem eine Straftat vorwerfen könne. Es handele sich eindeutig um Selbstmord.

Isabelle schaute zu Quentin Walker hinüber. Es gab eigentlich keinen Grund für seine Anwesenheit, es sei denn, der Vorfall hatte sich in Birmingham ereignet, seinem Amtsbereich. Da der Untersuchungshäftling jedoch in West Mercia gestorben war, konnte das nicht der Fall sein.

Sie fragte: »Wer ist der Tote?«

»Ein Mann namens Ian Druitt.«

»Und wo war er in Gewahrsam?«

»Ludlow.«

Seltsam. Ludlow lag nicht einmal in der Nähe von Birmingham. Isabelle schaute noch einmal zu Quentin Walker hinüber.

Das Gesicht des Abgeordneten war ausdruckslos, doch ihr entging nicht, dass der Mann gut aussah. Er hatte volles, braunes Haar, Hände, die noch nie manuelle Arbeiten verrichtet hatten, und auffallend schöne Haut. Isabelle fragte sich, ob wohl jeden Morgen jemand in sein Arbeitszimmer kam, ihn rasierte und ihm anschließend feuchte Tücher aufs Gesicht legte.

»Warum ist Druitt verhaftet worden?«, fragte sie. »Wissen wir das?«

Auch diesmal war es Hillier, der ihr antwortete. »Kindesmisshandlung«, sagte er trocken.

»Ah.« Isabelle stellte ihre Tasse auf der Untertasse ab. »Was wissen wir genau über die Sache?« Sie wartete immer noch darauf, dass Quentin Walker das Wort ergriff. Er war garantiert nicht einfach so zu Besuch gekommen. Außerdem war er mindestens zehn Jahre jünger als Hillier, die beiden konnten also auch keine Schulfreunde sein.

»Er hat sich erhängt, während er darauf wartete, von Ludlow auf die Polizeistation von Shrewsbury verlegt zu werden«, sagte Hillier. »Man hatte ihn aufs Revier in Ludlow gebracht und auf das Eintreffen von zwei Streifenpolizisten gewartet.« Er hob bedauernd die Schultern. »Das Ganze war ein ziemlicher Schlamassel.«

»Aber warum hat man ihn denn überhaupt nach Ludlow gebracht und nicht auf direktem Weg nach Shrewsbury?«

»Anscheinend dachte jemand, die Anschuldigungen erforderten sofortige Maßnahmen. Und da es in Ludlow eine Polizeistation gibt ...«

»Hat ihn denn niemand bewacht?«

»Die Station ist unbesetzt.«

Isabelle schaute erst Hillier an, dann den Abgeordneten, dann wieder Hillier. Ein Selbstmord in einer unbesetzten Polizeistation war kein Schlamassel, sondern eine Katastrophe, die einen Gerichtsprozess nach sich ziehen würde.

Insofern war es in der Tat seltsam, dass die Untersuchungskommission den Fall nicht an die Staatsanwaltschaft weitergeleitet hatte. Das verstieß gegen die Vorschriften, und Isabelle ahnte schon, dass Hilliers Antwort auf ihre nächste Frage die Sache noch verkomplizierte.

»Wer hat die Verhaftung vorgenommen?«

»Der Hilfspolizist von Ludlow. Er hat sich genau an seine Anweisungen gehalten: Er sollte den Mann festnehmen, in die Station bringen und warten, bis der Häftling von Streifenpolizisten aus Shrewsbury abgeholt würde.«

»Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, wie seltsam das alles ist. Der Hilfspolizist von Ludlow nimmt eine Verhaftung vor? Das muss ja ein Festessen für die Boulevardpresse gewesen sein, als dieser – wie hieß er noch gleich? – dieser Druitt sich umgebracht hat. Warum in aller Welt hat die Untersuchungskommission die Sache nicht an die Staatsanwaltschaft übergeben?«

»Wie gesagt, die haben den Fall untersucht und keine Straftat festgestellt. Es handelte sich um eine Disziplinarsache, nicht um ein Verbrechen. Trotzdem – dass Druitt in einer unbesetzten Polizeistation gewartet und ein Hilfspolizist die Festnahme durchgeführt hat und dass der Verdächtige auch noch zu dem Vorwurf der Kindesmisshandlung verhört werden sollte ... Sie verstehen.«

Isabelle verstand. Polizisten verabscheuten Pädophile. Und es verhiess nichts Gutes, wenn ein Pädophiler in Polizeigewahrsam zu Tode kam. Aber wenn die Kommission nicht von einer Straftat ausging und dennoch Handlungsbedarf bestand, bedeutete das, dass da noch mehr im Busch war.

Sie wandte sich an den Abgeordneten. »Ich verstehe nicht, warum Sie hier sind, Mr Walker. Haben Sie irgendetwas mit dem Fall zu tun?«

»Der Todesfall wirkt verdächtig.« Quentin Walker zog ein weißes Taschentuch aus der Brusttasche seines Jacketts und betupfte sich damit die Lippen.

»Der Kommission ist er aber offenbar nicht verdächtig vorgekommen, da sie wohl von Selbstmord ausgeht«, entgegnete sie. »Der Fall ist bedauerlich. Er lässt auf ein Pflichtver-säumnis des Hilfspolizisten schließen. Aber verdächtig?«

Walker sagte, Ian Druitt habe einen Kinderhort gegründet, der der St. Laurence Church in Ludlow angegliedert sei. Es sei ein erfolgreiches und viel bewundertes Projekt. Nie habe es auch nur den Hauch eines Skandals gegeben, und keins der betreuten Kinder habe sich jemals negativ über Druitt geäußert. Diese Tatsachen allein hätten in gewissen Kreisen Fragen aufgeworfen. Und diese Kreise hätten sich an ihren Abgeordneten gewandt mit der Bitte um Antworten.

»Aber Ludlow gehört doch gar nicht zu Ihrem Amtsbezirk«, sagte Isabelle. »Also stehen die von Ihnen erwähnten Kreise in persönlicher Beziehung entweder zu Ihnen oder zu dem Toten. Sehe ich das richtig?«

Walker schaute Hillier an. Aus dem Blick schloss Isabelle, dass sie den Mann mit ihren Fragen irgendwie beruhigt hatte. Es ärgerte sie, wie offen er Zweifel an ihrer Person zeigte. Es war unerträglich, dass Frauen immer noch als zweitrangig betrachtet wurden, selbst in diesem Raum.

»Gibt es eine persönliche Verbindung, Mr Walker?«

»Clive Druitt ist einer meiner Wähler«, antwortete er. »Ist Ihnen der Name geläufig?«

Der Name kam ihr vage bekannt vor. Sie konnte ihn jedoch nicht einordnen und schüttelte den Kopf.

»Druitt Craft Breweries«, sagte der Abgeordnete. »Brauerei und Gastropub. Den ersten Gastropub hat er in Birmingham eröffnet. Jetzt hat er acht.«

Wahrscheinlich hatte er Geld, dachte Isabelle, und damit natürlich die Aufmerksamkeit seines Abgeordneten. »Und seine Verbindung zu dem Toten?«, fragte sie.

»Ian Druitt war sein Sohn. Verständlicherweise glaubt Clive nicht, dass sein Sohn pädophil war. Und er glaubt auch nicht, dass er Selbstmord begangen hat.«

Welcher Vater oder welche Mutter wollte glauben, dass das eigene Kind kriminell war? Aber das Untersuchungsergebnis der Kommission musste dem Vater des Toten doch klargemacht haben, dass sein Sohn, so bedauerlich und schrecklich das sein mochte, sich selbst das Leben genommen hatte. Das musste der Abgeordnete Clive Druitt doch erklärt haben. Soweit Isabelle erkennen konnte, gab es keinen Grund, die Met in den Fall einzuschalten.

Nach einem kurzen Blick in Hilliers Richtung sagte sie: »Ich verstehe immer noch nicht ...«

Hillier fiel ihr ins Wort. »Oben im Norden hat es bei der Polizei enorme Kürzungen gegeben. Mr Walker möchte sicherstellen, dass diese Kürzungen nicht im Zusammenhang mit einem Selbstmord stehen.« Hillier hatte ein Wort besonders betont: *sicherstellen*. Es würde ihre Aufgabe sein, dachte

Isabelle, jemanden da raufzuschicken, der die Wogen glättete und dafür sorgte, dass Mr Druitt keinen Prozess anstrebte. Das gefiel ihr nicht, aber sie war klug genug, nicht mit dem Assistant Commissioner zu diskutieren.

Sie sagte: »Ich könnte Philip Hale abstellen, Sir. Er hat gerade ...«

»Mir wäre es lieber, wenn Sie sich persönlich um diesen Fall kümmern, Detective Chief Superintendent Ardery. Dieser Fall erfordert gutes Fingerspitzengefühl.«

Sie bemühte sich um einen neutralen Gesichtsausdruck. Das war eine Aufgabe für einen Detective Inspector, wenn's hoch kam. Und selbst wenn nicht, so hatte sie kein Interesse daran, nach Shropshire zu fahren, das war das Letzte, was sie im Moment gebrauchen konnte. Sie sagte: »Wenn es um Fingerspitzengefühl geht, würde ich sagen, dass das genau die richtige Aufgabe für DI Lynley wäre.«

»Vielleicht. Aber ich möchte, dass Sie das übernehmen. Und zwar zusammen mit Detective Sergeant Havers. Sie ist die ideale Partnerin in diesem Fall. Sie hat sich ja schon in Dorset so gut zurechtgefunden, dann wird sie das in Shropshire ebenfalls tun.«

Isabelle entging nicht die versteckte Botschaft. Endlich begriff sie, um was es eigentlich ging. »Ah ja«, sagte sie. »An Sergeant Havers habe ich noch gar nicht gedacht. Da haben Sie natürlich recht.«

Hilliers Mundwinkel zuckten, was wohl ein Lächeln andeuten sollte. »Ich dachte mir, dass Sie einverstanden sein würden«, sagte er. Dann wandte er sich an den Abgeordneten. »Ich will ganz offen sein, Mr Walker. Wir sind überall unterbesetzt, und das aufgrund von Entscheidungen, die von der Regierung getroffen wurden. Wir können unsere Leute nur fünf Tage lang entbehren. Danach müssen DCS Ardery und DS Havers nach London zurückkommen.«

Walker war klug genug, nicht zu protestieren. Er sagte:

»Vielen Dank, Commissioner. Einverstanden. Ich möchte ebenfalls offen sein. Ich war gegen die Sparmaßnahmen, unter denen die Polizei im ganzen Land leidet. Sie haben in mir einen Freund. Wenn diese Sache erledigt ist, werden Sie in mir einen Freund und dazu einen Verbündeten haben.«

Kurz darauf verabschiedete sich Walker. Hillier hatte Isabelle bereits diskret bedeutet, sie möge noch bleiben. Nachdem sich die Tür hinter dem Abgeordneten geschlossen hatte, kehrte Hillier an seinen Platz zurück. Er schaute Isabelle nachdenklich an.

»Ich hoffe«, sagte er, »dass uns dieses Abenteuer in Shropshire endlich unserem Ziel näher bringt.«

Isabelle wusste genau, was der Assistant Commissioner vorhatte. »Dafür werde ich sorgen«, antwortete sie.

WANDSWORTH LONDON

Isabelle Ardery fuhr nach Hause, um ihre Sachen für die Reise in die Midlands zu packen. Zuerst holte sie den Wodka aus dem Schrank. Sie hatte zwar schon einen Martini getrunken, fand jedoch, dass sie nach einem so langen und ereignisreichen Tag noch einen Drink verdient hatte.

Während sie Unterwäsche, Hosen, Pullover und Nachtwäsche einpackte, trank sie genüsslich immer wieder einen Schluck von ihrem Cocktail. Sie hatte sich angewöhnt, den Wodka auf Eis zu rühren, anstatt zu schütteln, was ihm eine ganz andere Kraft verlieh und ihre Weltsicht anders beeinflusste. Und sie musste endlich das Leben anders betrachten, jetzt, wo ihr verfluchter Exmann einen notwendigen Karriereschritt anstrebte. Du könntest uns an Feiertagen besuchen kommen, Isabelle, hatte er mit salbungsvoller Freundlich-

keit gesagt. Unser Haus ist groß genug. Und wenn du das nicht möchtest, gibt es bestimmt ein passendes Hotel in der Nähe. Oder ein Bed & Breakfast? Das wäre doch auch nicht schlecht, oder? Und, nein, ehe du fragst: Die Jungs können weder die Feiertage noch die Ferien bei dir verbringen, das kommt überhaupt nicht infrage.

Isabelle würde ihrem Exmann niemals die Genugtuung gönnen, sich in seiner Gegenwart aufzuregen. Nicht einmal die Worte *Bitte, Bob* kämen ihr je über die Lippen, denn sie wusste genau, was dann geschehen würde: Er würde ihr erneut Vorträge darüber halten, dass sie genau wisse, warum diese Maßnahmen nötig seien. Es würde sie auf direktem Weg in ihre gemeinsame Vergangenheit und zu einer sinnlosen Diskussion führen, die in Beschuldigungen und Verleugnungen endete. Es hatte keinen Zweck.

Sie hatte den Wodka ausgetrunken, bevor sie mit dem Packen fertig war. Es gab heute Abend nicht mehr viel zu tun, sie konnte also eigentlich nichts mehr versauen. Sie war ziemlich stolz darauf, wie oft es ihr gelang, nüchtern zu bleiben. Zur Belohnung füllte sie ihr Glas noch einmal und verstaute die Flasche dann sorgfältig in ihrem Koffer. Sie schlief schlecht in letzter Zeit, und in einem fremden Bett würde sie noch schlechter schlafen. Den Wodka brauchte sie als Schlafmittel. Das konnte ihr keiner verwehren.

Nachdem sie den gepackten Koffer neben die Wohnungstür gestellt hatte, nahm sie ihr Telefon. Sie kannte seine Nummern auswendig, und diesmal wählte sie seine Festnetznummer. Wenn er nicht zu Hause war, würde sie eine Nachricht auf seinem AB hinterlassen. Falls er den Abend woanders verbrachte, wollte sie ihn nicht stören.

Natürlich erkannte Lynley ihre Stimme sofort. Er klang überrascht und, typisch für ihn, ziemlich misstrauisch. Nach einem kurzen »Hallo, Chefin« fragte er allzu beiläufig: »Wie geht's?«

Sie war geschult in diesen Dingen. Jetzt kam es darauf an, sich gewählt auszudrücken und sich selbstbewusst und entspannt zu geben. »Sehr gut, Tommy«, sagte sie. »Ich hoffe, ich störe nicht?« Das war ihre Art, durch die Blume zu fragen, ob Daidre bei ihm war. Und ob sie gerade das taten, was ein Liebespaar normalerweise nach zehn Uhr abends tat.

»Ich war gerade beschäftigt«, antwortete er freundlich, »aber das kann warten. Charlie hat mich überredet, ihm seinen Text abzuhören. Hab ich dir erzählt, dass er eine richtig gute Rolle in einem Stück von Mamet bekommen hat? Zugegeben, es handelt sich nicht um eine Produktion im West End, es ist nicht einmal in London, aber immerhin in der Nähe, und das ist doch schon etwas.«

Isabelle hörte eine Stimme im Hintergrund. Es war die von Charlie Denton. Denton wohnte schon seit Langem in Thomas Lynleys Stadtvilla in Belgravia, und im Austausch für Kost und Logis diente er Lynley als Butler, Koch und Hundeausführer, immer unter der Prämisse, dass er sich jederzeit freinehmen konnte, um für eine Rolle vorzusprechen. Es gelang ihm immer wieder, hier und da eine kleine Rolle zu ergattern.

»Ja, ja, da hast du natürlich vollkommen recht«, sagte Lynley gerade zu Charlie. »Was zählt, ist Mamet.« Dann sagte er zu Isabelle: »Er wartet außerdem auf einen Rückruf von der BBC.«

»Wirklich?«

»In seinen Jahren hier in Eaton Terrace hat er – wie soll ich es nennen – genug Erfahrung gesammelt, um in jedem Kostümdrama mitzuwirken. Wenn er Glück hat, spielt er in einer zwölfteiligen Serie, die in den 1890er Jahren angesiedelt ist, einen jähzornigen Diener. Er hat uns alle gebeten, ihm die Daumen zu drücken.«

»Sag ihm, ich drücke sie ihm auch!«

»Da wird er sich freuen.«

»Hast du einen Augenblick Zeit?«

»Selbstverständlich. Wir sind eigentlich fertig. Das heißt, ich zumindest. Charlie würde bis morgen früh weitermachen. Gibt's was Neues?«

Isabelle gab ihm eine kurze Zusammenfassung: der Selbstmord, die Polizei in West Mercia, die Ermittlungskommission, der Abgeordnete und sein wohlhabender Wähler. Als sie geendet hatte, stellte Lynley die logische Frage: »Wenn die Kommission zu dem Schluss gekommen ist, dass es keinen Fall gibt, was erhofft sich Walker dann von der Sache?«

»Es ist alles nur pro forma. Die Met soll einem Parlamentarier zuliebe ein bisschen die Wogen glätten, und früher oder später wird die Met im Gegenzug selbst eine Gefälligkeit fordern.«

»Typisch Hillier.«

»Genau.«

»Wann soll ich mich auf den Weg machen? Ich wollte eigentlich für ein paar Tage nach Cornwall, aber das kann ich auch verschieben.«

»Es wäre wirklich nett, wenn du das verschieben könntest, Tommy, aber nicht, um in die Midlands zu fahren.«

»Nein? Und wer soll dann ...«

»Hillier besteht darauf, dass ich das persönlich übernehme.«

Lynley schwieg. Auch er wusste, wie merkwürdig es war, dass sie eine Ermittlung durchführen sollte, mit der sie normalerweise einen ihrer Untergebenen betrauen würde. Hinzu kam die nicht unerhebliche Frage, wer sie in ihrer Abwesenheit vertreten sollte.

Als hätte sie seine Gedanken gelesen, sagte sie: »Ich möchte, dass du mich vertrittst. Ich werde mich nicht lange in den Midlands aufhalten, du brauchst die Fahrt nach Cornwall also nur um ein paar Tage zu verschieben. Ich hoffe, dass da unten alles in Ordnung ist.«

Sie sprach von seiner Familie. Die Lynleys, so hieß es, leb-

ten an der Küste von Cornwall auf einem gigantischen Anwesen, das sie immer noch so erfolgreich bewirtschafteten, dass sie noch nicht die weiße Fahne hatten hissen und alles dem National Trust oder der Denkmalschutzbehörde English Trust hatten übergeben müssen. Lynley sagte, das sei gar kein Problem. Es handle sich lediglich um seinen jährlichen Besuch bei seiner Familie, der diesmal nur deshalb ein bisschen komplizierter ausfalle, weil seine Schwester und ihre halbwüchsige Tochter ihr Anwesen in Yorkshire verkauft hätten und zu seiner Mutter und seinem Bruder in Cornwall ziehen wollten. »Aber wie gesagt, das kann ich verschieben«, schloss er.

»Danke, Tommy, ich weiß das zu schätzen. Die Urlaubstage stehen dir natürlich trotzdem zu.«

Inzwischen waren sie beim heiklen Teil des Gesprächs angelangt. Thomas Lynley war alles Mögliche – weltgewandt, gebildet, blaublütig und im Besitz eines verstaubten Adelstitels, den er wahrscheinlich benutzte, wenn er in einem von Londons vornehmsten Restaurants einen Tisch reservieren wollte –, aber er war nicht dumm. Er wusste, dass irgendetwas im Busch war, und würde herausfinden, was das war. Aber da sie ihm ihre Vertretung anvertraute, musste sie es ihm sowieso sagen. »Ich nehme Sergeant Havers mit. Sie hat Anweisung, morgen früh mit gepackter Reisetasche zum Dienst zu erscheinen. Ich sage dir das nur für den Fall, dass wir schon weg sind, wenn du morgen ins Büro kommst und dich fragst, wo sie abgeblieben ist.«

Auch dazu schwieg Lynley zunächst. Isabelle konnte sich genau vorstellen, wie seine grauen Zellen arbeiteten. Schließlich sagte er: »Isabelle, wäre es nicht klüger ...«

»Chefin«, korrigierte sie ihn.

»Chefin«, sagte er. »Sorry. Wäre DS Nkata nicht die bessere Wahl? In Anbetracht dessen, was da oben vorgefallen ist, wäre da nicht jemand mit ... mehr Fingerspitzengefühl gefragt?«

Natürlich wäre Nkata die bessere Wahl. Winston Nkata

war ein Mann, der wusste, was ein Befehl bedeutete, ein erfahrener Polizist, der bisher noch mit jedem in der Truppe problemlos zusammengearbeitet hatte. DS Nkata war in fast jeder Situation die bessere Wahl. Aber er würde sie ihrem Ziel nicht näher bringen, und das konnte sich Lynley garantiert auch denken.

»Ich möchte mich selbst davon überzeugen, dass Barbara wieder voll einsatzfähig ist«, sagte sie. »Seit dieser Sache in Italien hat sie sich ziemlich gut gemacht, und dieser Fall ist – zumindest für mich – ihre letzte Hürde.«

»Soll das heißen, dass du, wenn es Barbara gelingt, diese Ermittlung durchzuführen, ohne...« – Lynley schien die richtigen Worte zu suchen – »...ohne ihre Befugnisse zu überschreiten, die Versetzungspapiere zerreißen wirst?«, fragte Lynley.

»Und ihren Mädchentraum von einer Zukunft in Berwick-upon-Tweed zerstören? Ja, ich werde die Versetzungspapiere schreddern.«

Damit schien er erst einmal zufrieden zu sein, aber sie kannte ihn. Er wusste von ihren Absichten in Bezug auf Barbara Havers und war garantiert misstrauisch. Gleich nach diesem Gespräch würde er seine Partnerin anrufen und ihr ins Gewissen reden. Sie konnte förmlich hören, wie er auf seine typische gewählte Art zu ihr sagte: »Barbara, das ist eine Gelegenheit, Ihre Zukunft zu gestalten. Darf ich Ihnen nahelegen, es als solche zu betrachten?«

»Ich bin dabei«, würde Havers ihm antworten. »Volle Kanne. Werd mir sogar auf der Fahrt da rauf das Quarzen verkneifen. Damit werd ich sie bestimmt beeindrucken.«

»Beeindrucken können Sie sie mit Ideen statt Behauptungen, mit einem Kleidungsstil, der von Professionalität zeugt, und mit dem Befolgen von Vorschriften. Ist Ihnen das klar?«

»So klar wie Kloßbrühe«, würde sie erwidern. »Ich werd's schon nicht verkacken, Inspector, keine Sorge.«

»Das würde mich freuen«, würde seine letzte Bemerkung lauten. Dann würde er auflegen, aber immer noch seine Zweifel haben. Niemand kannte Barbara Havers besser als ihr langjähriger Partner. Dinge zu verkacken war ihr Markenzeichen.

Isabelle würde Barbara Havers dabei allen nötigen Spielraum lassen. Dann brauchte sie nur noch abzuwarten und zuzusehen, wie sie in den Abgrund stürzte.

5. Mai

HINDLIP
HEREFORDSHIRE

Als man ihnen endlich den Zutritt auf das weitläufige Gelände des Polizeihauptquartiers von West Mercia gestattete, wunderte Barbara sich, wie abgelegen es war. Zuerst mussten sie sich in einem vorgelagerten Empfangshäuschen melden, wo sie sich auswiesen und dem Diensthabenden hinterm Tresen erklärten, sie würden vom Chief Constable erwartet, der eigentlich dafür hätte Sorge tragen müssen, dass man sie gleich durchließ. Doch vermutlich würden die hohen Tiere bei der Polizei von West Mercia nicht gerade den roten Teppich für sie ausrollen.

Nachdem die Formalitäten schließlich erledigt waren, stiegen sie wieder in ihren Wagen und passierten auf einem Weg, von dem aus kein einziges Gebäude zu sehen war, mehrere Tore. Allerdings entdeckte sie überall Überwachungskameras. Sie überwachten riesige Rasenflächen, die kein Terrorist, der noch bei Trost war, überqueren würde, denn es gab keinen einzigen Baum, hinter dem man sich hätte verstecken können. Auch keinen Strauch. Nicht mal Schafe. Es war überhaupt nichts zu sehen, bis sie einen großen Parkplatz erreichten.

Die Polizeiverwaltung befand sich in einem ehemaligen Herrenhaus, das vollständig mit wildem Wein bewachsen war. Den Weg zu dem eindrucksvollen Gebäude säumten niedrige Sträucher und gepflegte Blumenbeete, in denen

die Rosen zu blühen begannen. Neben dem Herrenhaus hatte man mehrere Zweckbauten errichtet, und von fern war Hundegebell zu hören, woraus Barbara schloss, dass auf dem Gelände auch Polizeihunde ausgebildet wurden. Als sie sich dem Haupteingang näherten, bemerkte Barbara, dass anscheinend gerade eine Schulung stattfand. Ein Schild mit einem Pfeil und der Aufschrift KADETTEN wies in Richtung eines Gebäudes, offenbar früher einmal die Kapelle des Herrenhauses.

Sie hatten viereinhalb Stunden für die Fahrt von London hierher gebraucht. Es gab keine direkte Strecke. Man hatte die Wahl zwischen mehreren Schnell- und Landstraßen und konnte nur beten, dass man nicht durch Baustellen aufgehalten wurde. Als sie endlich in Hindlip eintrafen, hätte Barbara einen Mord begehen können für eine Zigarette und ein Stück Steak-and-Kidney-Pie. Ardery hatte zwar unterwegs getankt, aber außer für einen kurzen Toilettengang keine weitere Pause eingelegt. Den Vorschlag, irgendwo zum Mittagessen einzukehren, hatte Barbara sich tunlichst verkniffen.

»Das ist eine Gelegenheit, die so schnell nicht wiederkommt«, hatte Lynley ihr unter vier Augen gesagt, bevor sie sich auf den Weg gemacht hatten. »Ich hoffe, Sie machen das Beste daraus.«

»Ich hab schon mal heimlich Kratzfüße geübt«, antwortete Barbara.

»Nehmen Sie das nicht auf die leichte Schulter, Barbara«, sagte er. »Im Gegensatz zu mir hat Ardery eine ziemlich niedrige Toleranzschwelle bei kreativen Methoden. Sie müssen sich streng an die Vorschriften halten. Sonst zieht das ernste Konsequenzen nach sich.«

Er war ihr auf die Nerven gegangen. »Ja, ja, schon gut, Sir. Ich bin nicht komplett verbrettert.«

Ihr Gespräch wurde von Dorothea Harriman unterbrochen. Die Sekretärin war offenbar ins Bild gesetzt worden,

entweder von Lynley oder von Ardery, denn sie zeigte auf Barbaras kleinen Rollkoffer und sagte: »Ich hoffe, Sie haben Ihre Steppschuhe eingepackt, Detective Sergeant. Sie wissen ja, wie leicht man aus der Übung kommt. Und warum in aller Welt haben Sie mir gestern Abend nichts davon erzählt, dass Sie auf Dienstreise gehen? Dann hätte ich Kaz gebeten, ein paar Musikstücke für Sie aufzunehmen. Man kann immer im Hotelzimmer üben, und jetzt müssen Sie es ohne Begleitmusik machen. Wie viele Stunden werden Sie denn verpassen? Wo doch schon im Juli der Auftritt...«

»Auftritt?«, fragte Lynley, dessen neugieriger Blick Barbara gar nicht gefiel.

Dorotheaklärte ihn darüber auf, dass am sechsten Juli eine Steptanzvorführung stattfinden und der Anfängerkurs daran teilnehmen würde.

»Eine Steptanzvorführung?« Er hob eine aristokratische Braue. Barbara musste unbedingt dafür sorgen, dass Dorothea sich verkrümelte.

»Ja. Sicher. Wie auch immer. Apropos Shropshire, Sir«, sagte sie hastig in der Hoffnung, dass Dorothea den Wink mit dem Zaunpfahl mitbekam.

Aber da hatte sie sich zu früh gefreut. Dorothea Harriman ließ sich nicht so leicht abwimmeln und sagte zu Lynley: »Aber Sie erinnern sich doch bestimmt, Detective Inspector Lynley. Ich hab Ihnen neulich erzählt, dass Barbara und ich uns für einen Steptanzkurs anmelden wollen.«

»Ah ja. Das haben Sie also tatsächlich gemacht? Und jetzt sind Sie sogar schon so gut, dass Sie an einer Aufführung teilnehmen? Ich bin beeindruckt.« Lynley nickte Barbara zu und sagte: »Sie sind voller Überraschungen. Wo findet die Aufführung im Juli denn statt, ich würde gerne...«

»Sagen Sie's ihm ja nicht«, zischte Barbara mit einem warnenden Blick. »Er wird nicht eingeladen.« Dann wandte sie sich an Lynley: »Niemand, den ich kenne, wird eingeladen,

Sir, also nehmen Sie's nicht persönlich. Wenn in den Midlands alles gut läuft, breche ich mir dort ein Bein, dann kann ich sowieso nicht mitmachen.«

»Pah!«, rief Dorothea aus. »Ich werde Sie einladen, Detective Inspector Lynley.«

Lynley unterdrückte ein Grinsen. »Dorothea«, sagte er, »haben Sie gerade *Pah* gesagt?«

Worauf Barbara bemerkte: »Sie ist eben voller Überraschungen, Sir.«

Ganz und gar nicht überraschend dagegen war, dass man sie und Ardery, nachdem sie es endlich ins Herrenhaus geschafft und sich an dem riesigen runden Empfangstresen ausgewiesen hatten, erst einmal warten ließ. Der Chief Constable befinde sich gerade in einer Besprechung, teilte man ihnen mit. Er werde beizeiten zu ihnen stoßen.

HINDLIP

HEREFORDSHIRE

Isabelle hatte nicht damit gerechnet, dass die Polizei von West Mercia sie herzlich willkommen heißen würde. Ihre Anwesenheit signalisierte immerhin, dass jemand aus ihren Reihen einen Bock geschossen hatte und es jemanden gab, dem das missfiel.

Normalerweise führte ein derartiges Missfallen zur Einschaltung von Anwälten und einem kostspieligen Gerichtsverfahren oder zu zahllosen Anrufen von der Boulevardpresse und angesehenen Zeitungen, die sich noch einen investigativen Journalismus leisten konnten, an dem die meisten Menschen – und vor allem die meisten Behörden – allerdings nicht das geringste Interesse hatten. Diesmal drohte kein Gerichtsverfahren, und die Zeitungen, die über den Tod in

der Zelle berichtet hatten, waren längst schon wieder mit anderen Themen beschäftigt. Wenn also in dem Fall erneut ermittelt wurde und das auch noch auf diskrete Veranlassung eines Parlamentsmitglieds hin ... Kein Wunder, dass man sie und Sergeant Havers geschlagene fünfundzwanzig Minuten warten ließ.

Nach den ersten fünf Minuten hatte Havers höflich um Erlaubnis gebeten, draußen eine rauchen zu gehen. Isabelle hatte kurz überlegt, ob sie ihr befehlen sollte zu bleiben, wo sie war, aber sie musste zugeben, dass sich Havers während der ganzen Fahrt mustergültig verhalten hatte, obwohl sie nur ein Mal zum Tanken gehalten hatte. Außerdem war sie sorgfältig gekleidet, auch wenn Isabelle sich fragte, wo in aller Welt sie dieses Sweatshirt aufgetrieben hatte. Grau stand ihr wirklich überhaupt nicht, und dann diese Pünktchen, sie sah aus, als hätte sie die Masern. Sie hatte also auf Havers' Bitte hin wortlos genickt und sie noch ermahnt, sich zu beeilen, und das hatte sie getan.

Endlich wurden sie von einer uniformierten Polizistin abgeholt. Sie stiegen die prächtige, geschwungene Treppe hoch und gingen durch eine Flügeltür am Ende eines breiten Flurs in einen großen Raum. Er hatte große Fenster und eindrucksvolle Stuckverzierungen und war vermutlich einmal der Salon des Herrenhauses gewesen. Unter einer in Form von Früchten üppig gestalteten Deckenrosette hing noch der Originalkronleuchter, und der gewaltige offene Kamin aus Marmor besaß immer noch seinen von zwei Karyatiden getragenen, ausladenden Sims, auf dem zwei Hochzeitsfotos und eine Art Gedenktafel standen.

Nachdem man ihnen erklärt hatte, dass der Chief Constable seine Besprechung kurz unterbrochen habe und gleich bei ihnen sein werde, verschränkte Isabelle die Arme vor der Brust, verkniff sich eine ungehaltene Bemerkung und gab sich stattdessen der Betrachtung des Raums und seiner Ge-

schichte hin. Die Möblierung machte es jedoch schwierig, sich vorzustellen, wie hier vornehme Herrschaften bei Kaffee oder Tee zusammengesessen und nach dem Essen geplaudert hatten. Der Schreibtisch des Chief Constable nahm einen Großteil des Zimmers ein, und in einem Metallregal dahinter standen lauter hässliche Aktenordner. Als Stützen dienten Stapel von Schnellheftern, die sich in unterschiedlichem Zustand der Auflösung befanden. Auf den Stapeln lag diverses eingestaubtes Metallspielzeug, und auf einem stand ein Korb mit drei Cricketbällen. An einer Wand waren zwischen zwei Fenstern mit schweren Vorhängen ein Tisch und fünf Stühle platziert. Eine mit Wasser gefüllte gläserne Karaffe und fünf Gläser ließen darauf schließen, dass dort das Gespräch mit dem Chief Constable stattfinden würde.

Sergeant Havers schaute aus einem Fenster. Wahrscheinlich wünschte sie, sie könnte nach draußen gehen und noch eine rauchen. Außerdem hatte sie wahrscheinlich Hunger. Isabelle starb jedenfalls vor Hunger, aber das Essen musste warten.

Die beiden Türflügel gingen gleichzeitig auf, so als stünden zwei pflichtbewusste Diener im Flur. Ein uniformierter Polizist, der etwa so aussah wie der Duke of Windsor zehn Jahre nach seiner Hochzeit mit Wallis, trat forschen Schrittes ein. Anstatt einer Begrüßung sagte er nur knapp: »Superintendent Ardery.« Dann warf er Havers einen Blick zu, der zu verstehen gab, dass er keinen Wert darauf legte zu erfahren, wer sie war.

Er selbst stellte sich auch nicht vor, aber Isabelle war entschlossen, sich weder darüber noch über die falsche Anrede aufzuregen. Sie wusste, wer er war: Chief Constable Patrick Wyatt. Sie würde ihn zu gegebener Zeit über ihren Rang aufklären.

Er bot ihnen auch keine Sitzgelegenheit an, sondern sagte geradeheraus: »Es gefällt mir nicht, dass Sie hier sind.« Und wartete auf eine Reaktion.

»Mir gefällt es ebenso wenig, hier zu sein«, erwiderte Isabelle. »Und Detective Sergeant Havers auch nicht. Wir beabsichtigen, in kürzester Zeit einen Bericht für unsere Vorgesetzten zu erstellen und dann sofort wieder abzureisen.«

Das schien den Chief Constable ein wenig zu besänftigen. Er zeigte auf den Tisch mit der Wasserkaraffe und den Gläsern und sagte: »Kaffee?« Isabelle lehnte dankend ab und warf Havers einen warnenden Blick zu, worauf die ebenfalls ablehnte. Isabelle sagte, ein Glas Wasser reiche aus, danke. Anstatt darauf zu warten, dass der Chief Constable ihnen einschenkte, nahm sie am Tisch Platz und füllte drei Gläser. Havers setzte sich neben sie. Sie trank einen Schluck. Dabei machte sie ein Gesicht, als hätte man ihr den Schierlingsbecher vorgesetzt, aber wenigstens hätte sie dann vor ihrem Tod ihren Durst gestillt.

Als Wyatt sich endlich zu ihnen setzte, verlor Isabelle keine Zeit. »Sergeant Havers und ich befinden uns in einer schwierigen Situation. Es ist nicht unsere Absicht, hier irgendjemandes Ruf zu schädigen.«

»Freut mich, das zu hören.« Wyatt trank sein Glas in einem Zug aus und füllte es erneut. Havers schien erleichtert, als sie sah, dass er nicht vom Stuhl sank.

»Die Budgetkürzungen machen uns allen das Leben schwer«, sagte Isabelle. »Ich weiß, dass es Sie hart getroffen ...«

»Wir haben nur noch tausendachthundert Leute, die für Herefordshire, Shropshire und Worcestershire zuständig sind. Wir haben keinen einzigen regulären Polizisten mehr, der noch zu Fuß Streife geht, ganze Städte sind jetzt in der Hand von Hilfspolizisten und Bürgerkomitees. Und im Moment dauert es mindestens zwanzig Minuten, bis jemand von uns an einem Tatort eintrifft. Und das auch nur, wenn die Kollegen nicht gerade anderweitig im Einsatz sind.«

»In London ist es auch nicht viel anders«, bemerkte Isabelle.

Wyatt schnaubte verächtlich und warf einen Blick in Havers' Richtung, so als wäre sie der lebende Beweis für die Folgen der Budgetkürzungen. Havers erwiderte seinen Blick, sagte jedoch nichts. Sie wirkte nicht eingeschüchtert.

»Ich möchte ein paar Dinge klarstellen«, sagte Wyatt. »Am Abend des Vorfalls wurde, nachdem der Anruf eingegangen war, sofort ein Krankenwagen losgeschickt. Nachdem der Notarzt den Tod des Mannes festgestellt hatte, verständigte man die Zentrale, und der diensthabende Detective wurde sofort losgeschickt. Kein Streifenpolizist, wohlgemerkt – es wäre auch sowieso keiner frei gewesen. Es wurde eine Polizistin nach Ludlow entsandt, die Bereitschaft hatte. Sie hat unverzüglich mit den Ermittlungen begonnen und kurz darauf bei der internen Untersuchungskommission IPCC angerufen.«

»Kurz darauf?«

»Nach drei Stunden. Zuvor hat sie den Tatort inspiziert, den Notarzt und die Sanitäter sowie den anwesenden Polizisten auf der Station befragt und auf die Gerichtsmedizinerin gewartet. Es sind alle Vorschriften eingehalten worden.«

»Vielen Dank für die Informationen«, sagte Isabelle. Die Polizei von West Mercia hatte sich offenbar an eine verständlicher Weise abgekürzte Version der Vorschriften gehalten. Nachdem die Nachricht des Notarztes eingegangen war, waren sie sofort zur Tat geschritten, anstatt, wie es die Vorschrift in diesem speziellen Fall vorsah, zuerst einen Streifenpolizisten, dann einen Duty Inspector und anschließend einen Detective zu schicken. Der Tod einer Person in Polizeigewahrsam erforderte ein spezielles Prozedere, was der Diensthabende in der Zentrale, der den Notruf entgegengenommen hatte, gewusst haben musste.

Isabelle sagte: »Gab es parallele Ermittlungen, während die Kommission den Fall untersucht hat?«

»Eine Untersuchung, um herauszufinden, wie der Schla-

massel hat passieren können? Allerdings«, sagte Wyatt. »Und beide Ermittlungen wurden gründlich durchgeführt. Die Ergebnisse wurden der Familie des Toten mitgeteilt und der Bericht der IPCC sowohl der Öffentlichkeit als auch der Presse zugänglich gemacht. Warum die Metropolitan Police also beschlossen hat, jetzt noch einmal nachzuhaken, ist mir schleierhaft.«

»Wir sind hier auf Bitten eines Parlamentsabgeordneten. Er wird von der Familie des Toten unter Druck gesetzt.«

»Scheißpolitik.« Das Telefon auf Wyatts Schreibtisch klingelte, und er stand auf und nahm das Gespräch an. »Ich höre.« Er lauschte kurz, dann sagte er: »Schicken Sie sie rauf.«

Er ging um seinen Schreibtisch von der Größe eines Schlachtschiffs herum, nahm einen Stapel Schnellhefter aus dem Regal und legte die Unterlagen auf den Tisch.

Isabelle warf einen Blick auf die Schnellhefter, nahm jedoch keinen davon in die Hand. Dafür würde sie später noch genug Zeit haben. Zunächst einmal wollte sie die Version des Chief Constable hören. Sie sagte: »Wir wissen, dass sich der Todesfall in der Polizeistation von Ludlow ereignet hat und die Station am Abend des Vorfalls unbesetzt war. Wie sieht es denn normalerweise dort aus?«

»Wir mussten in allen drei Countys Stationen schließen«, sagte Wyatt. Er zeigte auf eine große Landkarte an der Wand zwischen den beiden Fenstern. Sie umfasste die Countys Herefordshire, Shropshire und Worcestershire. »Die Station in Ludlow ist unbesetzt, aber sie wird von Kollegen auf Streife genutzt, wenn sie am Computer zu tun haben oder ein Besprechungszimmer brauchen.«

»Gibt es dort eine Gewahrsamszelle?«

Wyatt schüttelte den Kopf. In dem Gebäude sei dafür kein Platz. Es gebe auch kein Verhörzimmer, obwohl es durchaus vorkomme, dass ein Streifenpolizist jemanden mit in die Station nehme, um ihn zu befragen.

»Man sagte uns, die Verhaftung wurde nicht von einem Streifenpolizisten, sondern von einem Hilfspolizisten vorgenommen.«

Patrick Wyatt bestätigte dies. Die Person, die sich in der Polizeistation von Ludlow das Leben genommen hatte, war von einem Hilfspolizisten dorthin gebracht worden. Dieser hatte von seinem Vorgesetzten die Information erhalten, dass die zuständigen Streifenpolizisten so bald wie möglich eintreffen würden. Sie waren in Shrewsbury gerade mit mehreren Einbrüchen beschäftigt. Acht Eigenheime waren betroffen sowie fünf Büros und Geschäfte in zwei Städten. Die Streifenpolizisten von Shrewsbury waren den wenigen Detectives, die man hatte zusammentrommeln können, zu Hilfe geeilt, um die Ermittlungen aufzunehmen. Sie hatten gesagt, sie kämen in etwa vier Stunden nach Ludlow.

»Warum die Eile mit der Verhaftung?«

Das konnte Wyatt ihr nicht sagen, denn der Befehl, den angeblichen Pädophilen festzunehmen, sei vom Vorgesetzten des Hilfspolizisten gekommen, der für alle Hilfspolizisten in der Gegend zuständig sei. Ein anonymes Anrufer habe Ian Druitt der Kindesmisshandlung beschuldigt. Der Anruf sei nicht per Telefon, sondern über die externe Gegensprechanlage an der Polizeistation in Ludlow eingegangen.

»Externe Gegensprechanlage?«, fragte Havers. Isabelle sah, dass sie ein nagelneues Notizheft und einen Druckbleistift aus ihrer Umhängetasche genommen hatte.

In allen geschlossenen oder unbesetzten Polizeistationen gebe es jetzt externe Gegensprechanlagen, über die Bürger sich mit der Zentrale in Verbindung setzen könnten, die sich um Notfälle wie auch um Verbrechen kümmere.

»Und wegen dieses Anrufs wurde sofort jemand losgeschickt?«, fragte Isabelle. »Das hätte doch bestimmt noch ein paar Stunden oder sogar einen Tag Zeit gehabt, bis ein Streifenpolizist frei gewesen wäre.«

Wyatt widersprach ihr nicht. Er sagte, dieser unglückliche Umstand sei wahrscheinlich dem Zusammentreffen zweier Dinge geschuldet: dass einerseits die zuständigen Streifenpolizisten ausgerechnet zu dem Zeitpunkt mit der Einbruchserie beschäftigt gewesen seien und es andererseits um Pädophilie gehe, eine Anschuldigung, die die Polizei in den letzten Jahren ernst zu nehmen gelernt habe.

Es klopfte an der Tür, und der Chief Constable machte einer Frau auf, die in Bezug auf Kleidung einen ähnlichen Geschmack zu haben schien wie Barbara Havers. Wyatt stellte sie vor: Detective Inspector Pajer. Die Frau wirkte mitgenommen. Sie trug das glatte schwarze Haar zu einem Bubikopf geschnitten, der ihr ovales Gesicht hübsch einrahmte, aber unter den Augen hatte sie dunkle Ränder. Ihre Lippen waren so trocken und aufgesprungen, dass es wehtat, wenn man zu genau hinsah. Ihre Hände waren gerötet wie von harter Arbeit. Hätte sie nicht eine Aktentasche bei sich gehabt, hätte Isabelle sie für eine Putzfrau gehalten.

»Nennen Sie mich Bernadette«, sagte DI Pajer und reichte zuerst Isabelle, dann Havers die Hand. Dann setzte sie sich an den Tisch und schenkte sich unaufgefordert ein Glas Wasser ein. Sie öffnete ihre Aktentasche, entnahm ihr ein paar Akten und platzierte sie vor sich auf den Tisch.

Sie legte die verschränkten Hände darauf und sagte: »Bevor wir uns in die Einzelheiten vertiefen, würde ich gern wissen, um was es hier geht.«

»Ihre Arbeit wird nicht infrage gestellt, Bernadette«, sagte Wyatt.

»Bei allem Respekt, Sir, aber wenn ich herbestellt werde, um mit Vertretern der Met zu sprechen, gehe ich vom Gegenteil aus«, erwiderte Pajer.

Isabelle schlussfolgerte, dass Pajer die Polizistin gewesen war, die man am Abend von Ian Druitts Tod nach Ludlow geschickt hatte. Es war ihre Ermittlung, die sie und Havers –

ebenso wie die der IPCC – unter die Lupe nehmen sollten. Noch einmal erklärte Isabelle Pajer die Situation und bekräftigte erneut ihre Absicht, so bald wie möglich wieder nach London zurückzukehren.

Pajer hörte zu, nickte und schob ihre Akten neben die von Wyatt. Dann begann sie zu berichten.

Bei ihrer Ankunft in Ludlow waren der Notarzt und der Sanitäter da gewesen, die versucht hatten, Ian Druitt wiederzubeleben, sowie der Hilfspolizist, der ihn festgenommen hatte, ein gewisser Gary Ruddock. Die Leiche war bewegt und das Band, mit dem Druitt sich erhängt hatte, war von seinem Hals entfernt worden.

»Was war das für ein Band?«, fragte Isabelle.

Pajer nahm die Tatortfotos heraus. Auf einem war ein langes, rotes Stoffband von vielleicht zehn Zentimetern Breite zu sehen. Es handle sich um eine Stola, sagte Pajer, Teil eines Priesterornats.

»Der Tote war Priester?«, fragte Isabelle.

»Ja. Hat man Ihnen das nicht gesagt?«

Isabelle schaute Havers an, die verwundert die Brauen hob. Wahrscheinlich fragte sie sich ebenso wie Isabelle, warum ihnen dieses Detail in London vorenthalten worden war. »Verstehe«, sagte Isabelle. »Fahren Sie fort.«

Laut Aussage des Hilfspolizisten hatte Druitt die Abendmesse beendet, als Ruddock kam, um ihn festzunehmen, und legte gerade in der Sakristei sein Gewand ab. Anscheinend hatte er, als Ruddock ihn abgeführt hatte, die Stola unbemerkt in eine Tasche seines Anoraks gestopft.

»Könnte es auch sein, dass Ruddock die Stola geklaut hat?«, fragte Havers. »Also, als er den Popen verhaftet hat, mein ich.«

DI Pajer hatte diese Möglichkeit ebenfalls in Betracht gezogen, hielt es jedoch für unwahrscheinlich. Denn ein Diebstahl der Stola setze ja irgendeine Art Plan voraus, und es sei purer

Zufall gewesen, dass ausgerechnet Ruddock Druitt verhaftet habe. Außerdem habe er wie alle anderen auch gewusst, dass ein Toter in Polizeigewahrsam nicht eine, sondern zwei Ermittlungen nach sich ziehe.

Anscheinend hatte Pajer alles genau nach Vorschrift erledigt. Sie hatte eine Gerichtsmedizinerin verständigt, den Notarzt, den Sanitäter und den Hilfspolizisten aus dem Raum geschickt und sie einzeln befragt, sie hatte vorsichtshalber die Spurensucher gerufen, die die Kleidungsstücke des Toten gesichert, Fingerabdrücke genommen und alles Notwendige getan hatten für den Fall, dass es sich nicht um einen Selbstmord, sondern um ein Gewaltverbrechen handelte. Sie selbst hatte sich nicht festgelegt. Sie hatte lediglich vor Ort alles getan, was von ihr in der Situation erwartet wurde. Es stehe alles in den Unterlagen, die sie mitgebracht habe, sagte sie. Jede Befragung, die sie durchgeführt habe, sei dokumentiert: von dem Diensthabenden, der den panischen Anruf des Hilfspolizisten entgegengenommen hatte, bis zu den Sanitätern, die versucht hatten, Druitt mithilfe von Elektroschocks wiederzubeleben.

»Und die IPCC?«, fragte Isabelle.

Pajer sagte, gleich nach der Untersuchung der Leiche durch die Gerichtsmedizinerin habe sie bei der internen Untersuchungskommission angerufen. Am nächsten Tag habe die Kommission jemanden geschickt, und sie selbst sei als Erste vernommen worden.

Damit war Pajers Bericht beendet. Sie schob die Fotos zurück in den Ordner und legte ihn auf den Stapel auf dem Tisch. Dann sah sie Wyatt fragend an und sagte, sie sei wie alle anderen auch total überbelastet.

Wyatt wandte sich an Isabelle: »Wenn Sie keine weiteren Fragen mehr haben ...«, und Pajer machte Anstalten aufzustehen.

»Ich wüsste gern«, sagte Isabelle, »ob jemand überprüft

hat, ob dieser Ruddock – der Hilfspolizist – wirklich der Einzige war, der zur Verfügung stand, um Druitt festzunehmen.«

»Der Hilfspolizist ist ein guter Mann«, erwiderte Wyatt gereizt, »und er hat sich das, was passiert ist, sehr zu Herzen genommen. Nicht nur, weil jemand während seiner Dienstzeit zu Tode gekommen ist, sondern auch, weil er weiß, was das für seine Zukunft als Hilfspolizist bedeutet. Er hatte Anweisung, den Mann zur Polizeistation zu bringen und dort zu warten, bis die Streifenpolizisten kamen, die den Verdächtigen nach Shrewsbury überführen sollten. Und daran hat er sich gehalten.«

»Warum hat er den Mann eigentlich nicht gleich selbst nach Shrewsbury gebracht?«, fragte Havers, den Bleistift im Anschlag, um sich Wyatts Antwort zu notieren.

»Ruddock hat die Anweisungen seiner Vorgesetzten befolgt«, sagte Wyatt. »Und seine Vorgesetzte ist für alle Hilfspolizisten in West Mercia zuständig. Ich nehme an, sie hat DI Pajer ebenfalls befragt.« Er schaute Pajer an.

»Das Problem war«, sagte sie, »und das steht natürlich auch in meinem Bericht, dass Ruddock sich gleichzeitig um ein paar Jugendliche kümmern musste, die sich in der Stadt zum Komasaufen verabredet hatten.«

»Soll das heißen, er hat sich von der Polizeistation entfernt, nachdem er Druitt dorthin gebracht hatte?«, wollte Havers wissen.

»Natürlich hat er die Polizeistation nicht verlassen«, fauchte Wyatt.

»Aber wie konnte er dann ...«

Der Chief Constable sprang auf und schaute auf seine Armbanduhr. »Ich habe Ihnen alle Zeit gewidmet, die ich zur Verfügung habe«, sagte er. »Alles, was Sie wissen müssen, steht in den Akten, und Sie haben wohl Anweisung, sie zu lesen, oder?«

Selbstverständlich, dachte Isabelle, sagte jedoch nichts, denn der Chief Constable kannte die Antwort sowieso.

LUDLOW
SHROPSHIRE

Ding tat genau das, was sie eigentlich auf keinen Fall hatte tun wollen, als sie mitbekam, wie Brutus und diese blöde Kuh Allison Franklin sich direkt gegenüber vom Horseshoe-Wehr aus ihren Kajaks lehnten und zu knutschen begannen. Sie lief weg. Normalerweise hätte sie davon gar nichts mitgekriegt und wäre auf direktem Weg nach Hause gegangen. Sie wohnte zwar in der Nähe des Flusses Teme, aber nicht in Sichtweite des Wehrs. Sie war schlecht gelaunt nach Ludlow zurückgekommen, und als sie den Volvo vor dem Haus gesehen hatte, war sie losgezogen.

Sie hatte den Nachmittag am Rande des Dorfs Much Wenlock verbracht und ihrer Mutter dabei zugesehen, wie sie für ein paar zahlende Gäste die Fremdenführerin gespielt hatte, die sich tatsächlich Cardew Hall, das Haus der Donaldsons, ansehen wollten, als handelte es sich um ein Museum. Ding fand das zum Kotzen. Weniger weil Wildfremde das Familiensilber beschnüffelten – vor allem, da es überhaupt kein Familiensilber gab –, sondern weil sie es nicht aushielt, wie verzweifelt ihre Mutter allen gefallen wollte. Für jedes einzelne Zimmer im Haus hatte sie sich lächerliche Geschichten ausgedacht, es gab das King-James-Zimmer, die Queen-Elizabeth-Kammer oder die Roundheads-Halle. Ding hielt sich zähneknirschend die Ohren zu, wenn ihre Mutter sagte: »Und im Jahr 1663 ...« Das war der Anfang der Geschichte von der Eroberung von Cardew Hall, man konnte nie wissen, was sonst noch darauf folgte, und Ding konnte es nicht

länger ertragen. Meistens brauchte sie sich das Gelaber auch nicht anzuhören, weil sie in der Eingangshalle Eintrittskarten und die von ihrer Mutter selbst gemachten Marmeladen und Chutneys verkaufen musste. Die Marmeladen und Chutneys waren wenigstens echt, auch wenn Ding es ihrer Mutter zutraute, dass sie, wenn die Erdbeerernte mal nicht so gut ausfiel, ein paar Paletten Erdbeermarmelade bei Sainsburys kaufte und in ihre eigenen Gläser umfüllte.

Das Einzige, was der Wahrheit entsprach, war, dass ihr Haus Cardew Hall hieß. Es hatte immer schon so geheißsen, aber Dings Mutter wusste nicht, welche Ahnen irgendwann mal darin gewohnt hatten. Sie hatte die Ruine von einem kinderlosen Großonkel geerbt und war so verrückt gewesen, es *nicht* auf der Stelle an einen Investor zu verkaufen, der es liebend gern zu einem Schlosshotel umgebaut hätte.

Deswegen und weil die Familie Geld brauchte, um Rohrleitungen reparieren und neue Elektrokabel verlegen zu lassen, um Küche und Bäder zu modernisieren und das alte Gemäuer von Schimmelpilz und allem möglichen Ungeziefer zu befreien, musste Ding an zwei Nachmittagen pro Woche während der Schulzeit und während der Ferien jeden verdammten Nachmittag hier erscheinen und als Tochter ihre Pflicht erfüllen und den Posten an der Eingangstür beziehen. Und sosehr sie jede Minute hasste, die sie hier ausharren musste, war es nun mal der Deal, den sie mit ihrer Mutter ausgehandelt hatte: Ding wurde die Freiheit zugestanden, in Ludlow in einer WG zu wohnen, unter der Bedingung, dass sie jeden Nachmittag, an dem Cardew Hall für Besucher geöffnet hatte, den Eintritt kassierte. Aber es raubte ihr jedes Mal den letzten Nerv.

Sie hatte gehofft, in Ludlow ein bisschen ausspannen zu können, aber als sie jetzt auf das Haus in der Temeside Street zuging, hatte sie sofort gewusst, dass sie dort keine Ruhe finden würde. Der Volvo vor dem Haus gehörte Finn Freemans

Mutter, die offenbar beschlossen hatte, nach dem Rechten zu sehen. Weil ein Besuch von Finns Mutter in einem Streit enden würde – es endete immer in einem Streit, wenn Finn mit seiner Mutter redete –, war sie zum Fluss gegangen in der Hoffnung, ein paar Minuten Frieden zu finden. Sie würde zu einer ihrer Lieblingsstellen gehen: hinten beim Horseshoe-Wehr. Dort konnte man von der Straße aus auf den Teich hinuntersehen. Jetzt, mit der Ankunft des Frühlings, waren die Enten da und hatten vielleicht schon Küken. Sie versetzten sie immer in gute Laune.

Und deshalb hatte sie gesehen, wie Brutus und Allison Franklin auf dem Fluss Teme herumknutschten, die Kajaks dicht nebeneinander. Ihr Nachmittag war schon schlimm genug gewesen. Aber das mit Brutus und Allison gab ihr den Rest.

Sie spürte, wie etwas in ihr zerbrach. Brutus war eigentlich der einzige Mensch, auf den sie sich noch verlassen konnte, jetzt, wo Missa nicht mehr in Ludlow wohnte. Okay, es war vollkommen verrückt gewesen, das zu glauben, schließlich hatte er ihr von Anfang an klipp und klar gesagt, dass sie nur Freunde mit gewissen Privilegien seien. Aber als sie sich darauf eingelassen hatte, hatte sie nicht damit gerechnet, dass sich diese Privilegien auch noch auf andere bezogen, erst recht nicht weniger als zweihundert Meter von zu Hause entfernt, wo er mit *ihr*, Ding, wohnte.

Während sie Brutus und die verhasste Allison beobachtete, ging in der Nähe die Alarmanlage eines Autos los, woraufhin mehrere Wildenten quakend aufflogen. Auf dem Fluss lösten sich Brutus und Allison voneinander, und wie der Zufall es wollte, entdeckte Brutus Ding am Ufer. Sie wollte gerade die Flucht ergreifen, als sie ihn freundlich rufen hörte: »Hey, Dingster! Wie ist es denn diesmal gelaufen?«

Sie drehte sich um und erblickte Brutus und auch Allison, die sie so selbstgefällig angrinste, dass sie am liebsten übers

Wasser gerannt wäre wie eine durchgeknallte Cartoonfigur und ihr die Augen ausgekratzt hätte. Stattdessen kreischte sie nur »Du ... du ...!« wie eine Katze, der man den Schwanz in einer Tür eingeklemmt hatte. Das war noch demütigender, als Brutus und Allison beim Knutschen zuzusehen – oder von ihnen dabei erwischt zu werden –, und sie wirbelte herum und rannte los und wäre beinahe unter einen Bus gekommen. Der von dem Schreck ausgelöste Adrenalinstoß brachte sie immerhin so weit zur Vernunft, dass sie es unfallfrei nach Hause schaffte.

Kaum hatte sie das Haus betreten, hörte sie Finn und seine Mutter, die einander anbrüllten. Anscheinend war es was Ernstes, denn normalerweise taten sie das am Telefon und nicht von Angesicht zu Angesicht. Ding hatte Finns Mutter überhaupt erst ein Mal gesehen, nämlich letzten Herbst, als sie zusammen mit Finns Vater ein Regal und eine Kommode gebracht hatte. Und auch das war nur ein sehr kurzer Besuch gewesen. Finn hätte sie nicht schneller nach draußen bugsieren können, wenn das Haus gebrannt hätte.

Im Wohnzimmer sagte Finns Mutter gerade: »Wenn mich etwas aufregt, dann ist es die Art und Weise, wie dieser Mann dich hinters Licht geführt hat.«

»Hat er nicht. Er war ein anständiger Typ. Und außerdem mein Freund. Du kannst es einfach nicht ausstehen, wenn ich Freunde hab, gib's doch endlich zu, verdammt noch mal.«

Einen Moment lang herrschte Stille. Ding hörte, wie jemand tief einatmete, wahrscheinlich, um sich zu beruhigen. Das wäre der richtige Augenblick gewesen, sich bemerkbar zu machen, doch sie ließ ihn verstreichen. Sie blieb, wo sie war, und lauschte. Das lenkte sie wenigstens von Brutus ab. Und von Cardew Hall.

Schließlich sagte Finns Mutter: »Glaubst du allen Ernstes ...?« Dann, einen Augenblick später: »Versuchst du, Ian Druitt zu schützen? Ist es das?«

»Pff, wie soll ich den denn noch schützen? Der ist doch tot«, entgegnete Finn.

»Hör zu, Finnegan. Mir ist zu Ohren gekommen, dass der Fall jetzt von Scotland Yard untersucht wird. Wahrscheinlich wollen die mit dir reden.«

»Wieso?«

»Weil die hier sind und die Ermittlung zu Druitts Selbstmord überprüfen.«

»Ian hat sich niemals...«

»Meinetwegen. Nenn es, wie du willst. Auf jeden Fall stellen die Nachforschungen an, und es ist gut möglich, dass sie dabei auf deinen Namen stoßen. Wenn du dann etwas abstreitest...«

»Ich weiß überhaupt nichts«, fiel er ihr ins Wort. »Außer dass Ian mein Freund war, und ich kenne meine Freunde. Das werde ich auf keinen Fall abstreiten. Ich hätte es bestimmt gemerkt, wenn er sich an kleinen Kindern vergriffen hätte. Er war anständig, und anständige Männer machen so was...«

»Herrgott noch mal! Meinst du vielleicht, Kinderschänder schleichen sabbernd um Kindergärten herum und lassen den Schwanz aus der Hose hängen? Auch wenn du glaubst, jemanden zu kennen, bedeutet das noch lange nicht, dass du weißt, wie er wirklich ist. Versprich mir, dass du dich von allem fernhältst, was mit den Ermittlungen zum Tod dieses Jämmerlings zu tun hat.«

»Eben hast du noch gesagt, diese Typen von Scotland Yard wollten mit mir reden. Soll ich etwa die Stadt verlassen?«

»Ich hab gesagt, es kann sein, dass die mit dir reden wollen. Und falls es dazu kommt, musst du ihnen die Wahrheit sagen.«

»Ha, ich kenn ein paar Wahrheiten, die die bestimmt interessieren würden.«

»Was soll das denn heißen, Finnegan? Ich warne dich:

Treib es nicht zu weit, sonst Sorge ich dafür, dass Schluss ist mit deinem lockeren Studentenleben!«

Das war der richtige Moment, fand Ding. Sie öffnete die Haustür und schlug sie geräuschvoll wieder zu, ging den Flur hinunter und wieder zurück zur offenen Wohnzimmertür. Finn lümmelte betont lässig auf dem Sofa herum, was seine Mutter, die direkt vor ihm stand, natürlich auf die Palme brachte. Als Ding »Oh, hallo« sagte, fuhr sie herum, und Finn rief: »Komm lieber nicht rein, sonst kriegst du auch noch dein Fett weg.«

»Dena.« Mrs Freeman bedachte sie mit einem Blick, der sagte, sie solle machen, dass sie nach oben und außer Hörweite kam.

Wäre Ding nicht schon wegen Cardew Hall und Brutus mit den Nerven am Ende gewesen, wäre sie ins Wohnzimmer gegangen und hätte sich in einen von den Sitzsäcken fallen lassen, bloß um die Frau zu ärgern. Aber da der Tag sowieso im Eimer war, wollte sie einfach nur allein sein. Außerdem musste sie noch eine Seminararbeit schreiben, und so winkte sie Finn nur kurz zu und ging die Treppe hinauf.

»Zurück zum Thema«, hörte sie Mrs Freeman noch sagen.

»Ja, unbedingt«, lautete Finns sarkastische Antwort.

In ihrem Zimmer, das nach hinten hinaus lag, hörte sie nichts mehr. Sie schloss die Tür. Sie schaltete den elektrischen Wasserkocher ein, den sie in ihrem Zimmer hatte, um sich morgens einen Tee machen zu können.

Gerade hatte sie sich an ihren Schreibtisch gesetzt, eine Tasse Tee neben ihrem Laptop, als die Tür aufging. Sie fuhr herum, und als sie Brutus erblickte, packte sie die Wut.

»Lass mich in Ruhe«, sagte sie. »Ich hab einen Scheißtag heute.«

»Keiner gekommen?«

Eine Unverschämtheit, sie nach ihrem Nachmittag in Cardew Hall zu fragen, obwohl er genau wusste, dass er ihnen

mit seinem beschissenen Verhalten auf dem Fluss den gemeinsamen Abend versaut hatte. Sie sagte: »Das meinte ich nicht, Bruce.«

Er überhörte *Bruce*. »Es waren also viele Besucher da?« Dann besaß er auch noch die Dreistigkeit, die Tür zuzumachen und abzuschließen, als gäbe es bei ihr was zu holen.

»Wenn du's genau wissen willst: Es waren drei Deutsche da und 'ne Amitante mit Notizblock und Kassettenrekorder. Wenn du mich jetzt in Ruhe arbeiten lassen würdest...« Sie drehte sich wieder zu ihrem Schreibtisch um.

Er kam zu ihr und massierte ihr Nacken und Schultern. Er wusste, dass sie das mochte. Das hatte er schon oft genug gemacht, wenn er Sex wollte. Glaubte er im Ernst, sie würde sich darauf einlassen? Nicht mal eine halbe Stunde nachdem sie mit ansehen musste, wie er Allison Franklin die Zunge in den Rachen schob?

Sie schüttelte seine Hände ab. »Hau ab.« Dann: »Lass das!«, als er wieder anfing, sie zu massieren.

Er ließ die Hände sinken. Aber er ging nicht. »Du hast mich also mit Allison gesehen. Hast du alles mitgekriegt?«

»Was denn noch alles? Hast du ihr etwa nicht nur die Mandeln abgeleckt? Was heißt denn alles? Hast du ihr die Finger in die Möse gesteckt?«

Er schwieg, und sie war gezwungen, sich mit ihrem Stuhl umzudrehen. Sein dichtes blondes Haar stand in alle Richtungen ab, wahrscheinlich hatte Allison es ihm zerzaust, und einer seiner Hemdsärmel war ein Stück hochgeschoben, da hatte das Miststück vermutlich auch ihre Hand dringehabt, um seine Muskeln zu betatschen. Und Brutus hatte tolle Muskeln. Er trainierte mit Gewichten, seit er mit eins fünf- undsechzig aufgehört hatte zu wachsen.

»Und?«, sagte sie. »Krieg ich eine Antwort oder nicht?«

»Ich dachte, wir hätten uns darauf geeinigt, dass es nichts zu bedeuten hat.«

»Was genau hat nichts zu bedeuten? Das zwischen dir und mir? Das zwischen dir und Allison? Oder das zwischen dir und allem, was eine Möse hat?«

»Du bist für mich nicht die Einzige, Ding, das hab ich von Anfang an klargestellt. Ich hab dir gesagt, wie ich es brauche. Wie ich gestrickt bin. So sind übrigens die meisten Typen gestrickt. Sie tun nur so, als wären sie treu, denn wenn sie es nicht tun, kriegen sie keine ab. Du solltest also ...«

»Sag mir nicht, was ich sollte!«

»... dankbar sein, dass du zumindest weißt, woran du bist. In dem Punkt hab ich dir immer die Wahrheit gesagt.«

»Oh, entschuldige, dass ich so undankbar bin. Ich hätte dich für deine Offenheit loben sollen. Ich sollte dir dazu gratulieren, dass du dir die Freiheit nimmst, keine hundert Meter von unserer Haustür entfernt einer anderen an die Wäsche zu gehen!« Sie ärgerte sich über sich selbst, dass sie die letzten Worte geschrien hatte.

Er sagte: »Wenn du von vornherein gewusst hast, dass du mit dem, was wir zusammen haben, nicht klarkommst, hättest du es mir gleich sagen sollen. Aber das hast du nicht. Und warum nicht? Weil du dachtest, dass es bei dir anders sein würde.«

»Quatsch!«

»Und wieso flippst du dann so aus? Es gefällt dir doch immer. Du schickst mich nie weg, nicht mal, wenn du weißt, dass ich grade bei ...«

Sie stieß ihn weg. »Raus hier!«, brüllte sie. »Mach, dass du hier rauskommst, sonst schreie ich. Und dann sag ich allen, dass du ... Ich erzähle es allen ... das schwör ich dir!« Sie warf ein Buch nach ihm.

Er wich dem Geschoss aus, ging jedoch nicht, vielleicht wegen dem, was sie gerade gesagt hatte. »Du erzählst es allen?« Plötzlich war er todernst. »Was willst du allen erzählen, Ding?«

»Ich bin aufgewacht«, sagte sie. »Alles klar? Ich bin aufgewacht, und du warst nicht hier.«

LUDLOW
SHROPSHIRE

Ihr Hotel lag in der mittelalterlichen Altstadt, direkt gegenüber der Burgruine, die sich über dem Teme erhob. Der Teme schlängelte sich südlich und westlich an der Ruine vorbei, ein friedlicher Fluss, an dessen Ufern sich Birken und Trauerweiden über das Wasser neigten. Er und der Corve, der nördlich am Schloss vorbeifloss, hatten es den ehemaligen Burgherren erspart, Wall und Graben anzulegen.

Griffith Hall hatte seit damals, als es der Wohnsitz der Familie Griffith gewesen war, Gefolgsleute von Generationen von Earls of March, offenbar wechselhafte Zeiten durchlebt. Über Jahre hinweg hatte es als exklusives Jungeninternat gedient und während des Krieges als Erholungsheim für Kriegsversehrte. Dann war es eine Zeit lang ein Stadtmuseum gewesen, bis es seine derzeitige Bestimmung gefunden hatte: die eines traurigen Hotels, das dringend renoviert werden musste. Selbst die üppig blühenden Pfingstrosen entlang einer Steinmauer, die den Parkplatz von einer Rasenfläche trennte, konnten nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Haus schon bessere Zeiten gesehen hatte.

Isabelles Suite lag in der obersten Etage, und sie musste so viele Treppen, Brandschutztüren und Flure überwinden, dass sie das Gefühl hatte, sie bräuchte eine Spur aus Brotkrumen, wenn sie am nächsten Morgen den Weg zum Frühstücksraum finden wollte. Immerhin bestand die Suite aus zwei geräumigen Zimmern und einem Bad, auch wenn die Aussicht zu wünschen übrig ließ: Von einem Fenster blickte man auf

Hausdächer, vom zweiten auf eine Ecke der Burgruine und vom dritten – das mit schweren Vorhängen versehen war – auf das Nachbarhaus. Als Isabelle die schweren Vorhänge aufzog, um mehr Tageslicht hereinzulassen, erblickte sie im Fenster gegenüber einen älteren Herrn, der einen einteiligen Hausanzug trug. Die offene Knopfleiste entblößte einen eingefallenen, grau behaarten Brustkorb, den der Mann gedankenverloren kraulte. Als er Isabelle sah, winkte er ihr freundlich zu. Sie schloss die Vorhänge wieder und schwor sich, sie nie wieder zu öffnen.

Sie packte ihren Koffer aus. Während sie die Toilettenartikel in den weißen Rattankorb im Bad räumte, wurden Eis und Zitrone gebracht, die sie beim Zimmerservice bestellt hatte. Der Zimmerkellner war derselbe Typ, der sie an der Rezeption in Empfang genommen und ihre Koffer hochgetragen hatte, ein junger Bursche von ungefähr zwanzig Jahren mit künstlichen Wimpern und schwarzem Eyeliner und Tunneln in den Ohrläppchen, die so groß waren, dass ein Golfball hindurchgepasst hätte. Er brachte ihr ein Trinkglas mit zwei Eiswürfeln und einer Scheibe Zitrone obendrauf. Sie war davon ausgegangen, dass man ihr, wenn sie Eis und Zitrone bestellte, einen Sektkübel voll Eis und einen Teller mit einer ganzen, in Scheiben geschnittenen Zitrone bringen würde, aber da hatte sie sich offenbar getäuscht. Sie hielt es jedoch für klüger, sich nicht gleich bei der ersten Gelegenheit zu beklagen – womöglich servierte der arme Junge ja auch das Abendessen, und sie wollte nicht riskieren, dass er in ihre Suppe spuckte –, und bedankte sich, so freundlich sie konnte. Dann ging sie zum Nachttisch, wo sie ihren Wodka und die Flasche Tonic verstaut hatte. Da sie nur in ihrem Zimmer trinken konnte, gönnte sie sich einen kräftigen Cocktail: Ein Viertel Glas Tonic füllte sie mit Wodka auf. Genüsslich trank sie einen großen Schluck. Den hatte sie sich weiß Gott verdient.

Offenbar hatte Thomas Lynley Havers vor ihrer Abreise nach Shropshire ins Gewissen geredet. Havers hatte ein mustergültiges Verhalten an den Tag gelegt und mühelos jedes Hindernis genommen, das Isabelle ihr in den Weg gelegt hatte. Als sie kurz zum Tanken gehalten und später eine Pinkelpause eingelegt hatten, hatte Havers mit keiner Wimper gezuckt, als Isabelle ihr riet: »Kaufen Sie sich eine Tüte Chips, wir stoppen nicht noch mal.« Stattdessen hatte sie sich zwei Äpfel gekauft, von denen sie Isabelle auch noch einen abgab.

Auch während ihres Gesprächs mit dem Chief Constable leistete sie sich keinen Ausrutscher. Falls es sie gekränkt hatte, dass sie dem Mann nicht vorgestellt worden war – was der wohlgezogene DI Lynley niemals hätte durchgehen lassen –, so hatte sie es sich zumindest nicht anmerken lassen. Sie hatte sich still ihre Notizen gemacht, hier und da eine Frage gestellt und ansonsten auf Anweisungen gewartet.

Auch wegen ihrer Unterbringung in einer kargen Kammer, die man höchstens einer Novizin in einem Kloster zumuten würde und die Isabelle extra für sie gebucht hatte, hatte Havers nicht protestiert. Sie hatte immerhin ein eigenes Bad – Dusche, Waschbecken, Klo, nur das Allernötigste, hatte Isabelle am Telefon gesagt, und auf jeden Fall ein Einzelbett, und wenn es sich eher um eine Pritsche handelte, umso besser. Isabelle hatte vor einiger Zeit in Erfahrung gebracht, wo Barbara Havers in London wohnte, in einer Art Hütte, die aussah, als hätte sie früher als Gartenschuppen gedient. Falls sie es gewagt hätte, sich über ihre Unterbringung zu beschweren, hätte Isabelle schon eine passende Antwort parat gehabt. Aber nichts dergleichen. Sie hatte das Zimmer betreten, ihre Tasche auf dem Bett abgestellt und gefragt, ob der Fernseher funktionierte. Anscheinend war sie seit ihrer Kindheit ein Fan von *EastEnders*.

»Zum Fernsehen werden Sie sowieso keine Zeit haben«, er-

widerte Isabelle. Dann legte sie den Stapel Akten auf Havers' Bett, den DI Pajer und der Chief Constable von West Mercia ihnen übergeben hatten. »Seien Sie so gut und sehen Sie die durch.«

Havers blinzelte. Doch sie hatte nicht vorgeschlagen, die Akten aufzuteilen, um die Arbeit zu beschleunigen.

Wie verabredet trafen sich die beiden Frauen vor dem Abendessen in der Hotelbar. Jemand – das konnte nur Lynley gewesen sein – hatte Havers geraten, sich fürs Abendessen umzuziehen, was sie jedoch offensichtlich falsch verstanden hatte, nämlich so, dass man sich lediglich etwas anderes anzog. Jetzt trug sie eine beige-farbene Hose, braune Schnürschuhe und eine fadenscheinige blaue Bluse. Der Wodka hatte Isabelle jedoch milder gestimmt, und sie verkniff sich eine Bemerkung. Sie setzte sich auf ein Ledersofa und bedeutete Havers, auf dem anderen Platz zu nehmen.

Havers wirkte verwirrt. Dann schaute sie zum Speisesaal. Vorsichtig sagte sie: »Verzeihen Sie, dass ich es erwähne, aber ich dachte ... da wir nicht zu Mittag gegessen haben ...?«

Offenbar war Havers noch nie in einem Hotel gewesen, weder in einem eleganten noch in einem einfachen. Sie hatte vielleicht schon einmal in einem Bed & Breakfast übernachtet oder in einer Pension, aber in einem Hotel mit Bar, Restaurant und Frühstückssaal? Die arme Frau wusste gar nicht, wie sie sich verhalten sollte.

»Später, Sergeant«, sagte Isabelle. »Nehmen Sie Platz. Man bringt uns die Speisekarte. Ich bestelle mir einen Aperitif. Das sollten Sie auch tun. Es ist schon spät, und wir haben offiziell Feierabend.«

Havers zögerte. Sie hatte mehrere Akten mit nach unten gebracht, die sie sich an die Brust drückte.

»Inspector Lynley hat Sie doch bestimmt nicht gezwungen, immer in einem ... ich weiß nicht ... Schnellimbiss essen zu gehen, oder? Das kann ich mir wirklich nicht vorstellen. Nun

setzen Sie sich schon. Gleich kommt jemand, um uns zu bedienen. Hotelpersonal hat für so etwas einen sechsten Sinn.«

Die Akten immer noch an die Brust gedrückt, setzte Havers sich auf die Sofakante. Offensichtlich ging sie davon aus, dass das ein Arbeitsessen war, und sie machte ein Gesicht, als rechnete sie damit, dass Isabelle jeden Augenblick aufsprang und verkündete, das alles sei ein Scherz gewesen.

Wie Isabelle es vorhergesagt hatte, kam Sekunden später jemand mit den Speisekarten. Wie erwartet war es der junge Mann mit den falschen Wimpern. Sie fragte ihn nach seinem Namen.

»Peace«, sagte er. »Friede.«

»Wie bitte? Sie heißen Peace?«

»Eigentlich Peace on Earth«, antwortete er. »Meine Mutter stand auf klare Aussagen.«

»Was Sie nicht sagen. Haben Sie Geschwister, Peace on Earth?«

»End of Hunger«, sagte er. »Danach konnte sie keine Kinder mehr bekommen. War auch besser so, wenn Sie mich fragen.« Er reichte ihnen die Speisekarten und fragte: »Möchten Sie ein Getränk bestellen?«

Isabelle war mehr als bereit für ihren zweiten Martini. »Wodka Martini«, sagte sie. »Mit Oliven. Gerührt, nicht geschüttelt, bitte. Sergeant, was möchten Sie?«

Sie sah, dass Havers die Cocktailliste studierte. Sie hatte die Brauen zusammengezogen, und ihre Lippen bewegten sich, während sie die Namen und die Beschreibungen las. Schließlich sagte sie leichthin: »Ich nehme das Gleiche. Das Wodka-Dings.«

»Sind Sie sicher?«, fragte Isabelle. Sie bezweifelte, dass Havers schon einmal einen Martini getrunken hatte.

»So sicher, wie in den Alpen Schnee liegt.«

Isabelle nickte Peace on Earth zu. »Zwei Wodka-Martini, bitte.«

